

Autobiographie in Form eines Tagebuchs ab 17. April 1989

17.4.89

Seit langem plane ich eine Autobiographie zu schreiben.

Felicitas Kukuck, geborene Cohnheim, 2. November 1914, in Hamburg.

Erste Erinnerungen:

Meine Reise mit Elisabeth, meiner Schwester (geb. 1907 in Heidelberg), nach Utrecht in Holland im Herbst 1920 für 6 Wochen, von den Quäkern organisiert für die unterernährten Kinder aus Deutschland nach dem ersten Weltkrieg. Wir fuhren in erster-Klasse-Wagen mit rotem Polster (damals gab es noch 4 Klassen, 1. Klasse rot, 2. Klasse grau, 3. Klasse Holz, 4. Klasse für die Bauern und ihr Vieh, Sitzplätze rundum, in der Mitte Platz für das Vieh und Traglasten).

Wir Erstklässler wurden nach jeder Haltestelle namentlich aufgerufen von einer Begleitperson und mussten dann „hier“ sagen. Als wir nach langer Fahrt ankamen, wurden wir von unseren Gastgebern in Empfang genommen. Meine Schwester bekam ein anderes Quartier als ich. Wir wurden also getrennt. Dass ich wegen dieser Trennung vor Verzweiflung furchtbar geschrien habe, hat meine Schwester mir später erzählt – ich erinnere nichts davon. Das einzige, was von diesem schrecklichen Erlebnis übrig geblieben ist und was ich gründlich verdrängt habe, ist die Verlassenheitsangst, die vermutlich aber aus einer viel früheren Zeit meines Lebens stammt. Davon später.

In Holland war es herrlich. Meine Schwester ging dort zur Schule und nahm mich – damals noch 5-jährig – mit. Ich konnte nach kurzer Zeit fließend Holländisch sprechen. Jeden Sonnabend kam nachmittags ein Drehorgelmann und spielte zum Tanz auf. Wir tanzten auf der Straße. Ich hatte auch einen Tänzer, er hieß Heink de Hös und war schon 9 Jahre alt. Ganz kurz vor unserer Abreise habe ich noch meinen 6. Geburtstag in Holland gefeiert und bekam von meiner Pflegemutter, Frau van Bechem, lauter schöne Sachen geschenkt – einen roten Pullover und sehr viel Schokolade, mit der ich mir sofort den Magen verdarb. Als ich wieder in Hamburg war, habe ich das Blaue vom Himmel erzählt, besonders von dem schönen Essen. Mein 2 Jahre jüngerer Bruder Fritz wollte so gern auch „Rohmbotter“ aufs Brot geschmiert bekommen, die

gab's damals in Deutschland wohl noch nicht wieder. Aber davon weiß ich nichts genaueres mehr.

Ich kam zu Ostern 1921 zur Schule – erinnere meinen ersten Schultag sehr genau. Meine Schwester Elisabeth und ich gingen zu Fuß von Eppendorf, Loogestieg 13, bis zum „Henckel-Lyzeum“ in der Testortstr. – dicht bei der Moorweide (am Dammtorbahnhof). Das war ein Fußweg von 45 Minuten. Mir war das nicht zu viel. Wir waren gar nicht auf den Gedanken gekommen, mit der Straßenbahn zu fahren, obwohl am Mittelweg eine fuhr.

Ich möchte jetzt meine Eltern vorstellen:

Prof. Dr. Otto Cohnheim war Physiologe, aus Schlesien stammend, geb. 1873 in Breslau. Er war Jude ! 1916 hat er auf Drängen seiner Mutter, Martha, geb. Lewald, seinen Namen Cohnheim abgelegt und hieß nun Otto Kestner, und wir, seine Kinder hießen seit 1916 ebenfalls Kestner. Meine Mutter: Eva, geb. Barth, 1882 in Bremen. Ihr Vater, Theodor Barth, war Reichstagsabgeordneter in Berlin, Mitglied der Demokratischen Partei, die damals vorm 1. Weltkrieg die „Freisinnige“ Partei hieß. Er war in Wort und Tat ein Prosemit – setzte sich für die Juden in Deutschland ein und war froh und stolz, dass er einen jüdischen Schwiegersohn, meinen Vater, hatte.

Meine Eltern waren wunderbare Menschen! Meine Mutter fürsorglich, aber niemals bedrängend oder „überbordend“. Sie war für alles interessiert: Für die Arbeit meines Vaters, dem sie in seinem Institut in Heidelberg assistierte, bevor die Kinder zur Welt kamen und bevor meine Eltern 1913 nach Hamburg übersiedelten. 1913 wurde in Hamburg die Medizinische Fakultät gegründet und mein Vater hatte sein Institut im Eppendorfer Universitäts-Krankenhaus und hielt auch dort seine Vorlesungen. Seit dieser Zeit war meine Mutter ausschließlich Mutter und nahm intensiv teil an den Dingen, die uns Kinder bewegten, z.B. an der Musik, die schon sehr früh in meinem Leben ein großes Gewicht hatte. Meine Mutter hatte eine Gesangsausbildung gehabt bis zu ihrer Verheiratung und war als Altistin gelegentlich in Oratorien aufgetreten, sogar einmal der h-moll Messe von Bach.

22.4.89

Ich bekam mit 10 Jahren Klavierunterricht bei einer jüdischen Lehrerin, Frä. Wohlwill, die zu uns ins Haus kam und bei der auch meine Schwester Elisabeth Unterricht hatte. Dieser Unterricht war aber nicht der Anfang meiner großen Liebe zur Musik. Noch bevor ich zur Schule kam, sang ich zu kleinen Versen aus Bilderbüchern, die meine Mutter mir vorgelesen

hatte. Die Melodien fanden sich gewissermaßen ohne mein Zutun einfach ein, und ich sang sie dann auch in der Schule meinen Mitschülern vor; z.B.

„Die Welt ist eine Kugel,
eine Kugel rund und schön.
Sie dreht sich manch Jahrtausend schon,
und weiß doch keiner was davon,
und keiner hat's geseh'n.“

Die Melodie konnte ich zwar nicht schreiben, aber ich habe sie bis heute behalten und meine Mitschüler von damals auch.

In den ersten 3 Jahren ging ich sehr gern zur Schule, fand alles interessant, ja spannend. Wir hatten sehr fortschrittliche und kluge Lehrerinnen. Unsere Klassenlehrerin erzählte uns die biblischen Geschichten aus den Büchern Mose. Die Schöpfungsgeschichte und auch die zweite vom Paradies – von Kain und Abel, von Noah und der Sintflut, von Abraham, Isaak und Jacob und natürlich von Josef und seinen Brüdern, wie sie ihn in die Grube warfen und wie sie ihn dann später in Ägypten wiedersahen und wie sein jüngster Bruder Benjamin den silbernen Becher in seinem Reisegepäck fand. Es waren die schönsten Märchen, die ich kenne und wiedererkannte in Thomas Manns Joseph-Roman, die ich gelesen habe und die vor Jahren Gerd Westphal im NDR (leider sehr gekürzt) vorgelesen hatte, und die ich auf Kassette aufgenommen habe und immer wieder höre. Ja diese Geschichten durchziehen mein Leben. Ich habe später, in den 70er Jahren mehrere Singspiele für Kinder zu biblischen Stoffen komponiert und auch getextet: Das Paradies, die Sintflut, das rote Meer, Joseph und seine Brüder; aber auch einige Stoffe aus dem Neuen Testament. Die Weihnachtsgeschichte, für größere Kinder, das Herodes-Spiel für Erwachsene, auch als Tanzspiel und alles zu eigenen Texten. Wahrscheinlich stammt meine Freude an den Biblischen Geschichten aus dieser frühen Schulzeit.

Aber jetzt erst einmal wieder zurück in die erste Schulzeit. Meine Lehrerin der ersten Klasse mochte mich sehr gern leiden, und sie hielt mich offenbar für begabt! Das lag sicher erstens daran, dass ich so begeistert war von ihr und ihrem Unterricht, aber vielleicht auch daran, dass mein Vater Universitätsprofessor war, und ein Kind von einem Professor muss ja wohl „begabt“ sein!

Bei meinen Mitschülerinnen war ich dagegen nicht beliebt und merkte das sehr bald. Ich versuchte wohl manchmal, mich bei ihnen anzubiedern. Aber das gelang mir nicht, im Gegenteil, es stieß sie ab! Sie lebten in einer ganz anderen Welt als ich. Ihre Väter waren reiche

Kaufleute und sie wohnten in schönen Villen mit großen Gärten, während wir im 4. Stockwerk eines Etagenhauses wohnten, ohne Garten. Einmal wollte ich meiner Klassenlehrerin Blumen mitbringen. Aber woher nehmen? Wir hatten ja keinen Garten! Da habe ich Rhododendron aus einem Park geklaut und dann beim Überreichen des Blumenstraußes gelogen, sie wären aus unserem Garten. Damit hoffte ich mein Prestige in der ganzen Klasse aufzubessern. So blöd war ich! Meine geliebte Lehrerin war sicher ganz gerührt, aber vielleicht auch peinlich berührt, denn sie begriff sicher auch, dass dahinter meine eigene narzisstische Selbstverliebtheit stand.

26.4.89

In der 4. Klasse wählten wir zum ersten Mal eine Klassensprecherin. Fast alle Stimmen - auch meine - fielen auf ein sehr beliebtes Mädchen. Eine einzige Stimme fiel auf mich. Ich war sprachlos! Und ich habe nicht geruht, bis ich herausbekommen hatte, wer diejenige war, die mich wollte. Es war die kleinste in meiner Klasse. Sie war so klein, dass sie ihren Mantel morgens, wenn sie zur Schule kam, nicht über den Kleiderhaken hängen konnte. Da hatte ich ihn fast immer angehängt. Vielleicht hatten wir den gleichen Schulweg, so dass sich meine Hilfe ganz von selbst ergab. Ich weiß das nicht mehr so genau. Aber offenbar hing sie an mir und wollte mir das zeigen.

Den ersten Mathematik-Unterricht bekamen wir in der 4. Klasse von einem Lehrer, dem einzigen Mann in dem Kollegium. Die Mathematik war für mich damals gleichsam eine Offenbarung! Dieses Fach hat mich dermaßen fasziniert und bis zum Ende meiner Schulzeit so begeistert, dass ich allen Ernstes bis zum Abitur überzeugt war, Mathematik studieren zu wollen und zu müssen, außer Musik natürlich.

Wie schon erwähnt, bekam ich mit 10 Jahren Klavierunterricht. Mit dem Klavier war ich aber lange vorher auf Entdeckungsreise gewesen, auch mein Bruder Fritz übrigens. Wir spielten 4-händig nach Bilderbüchern. Fritz (geb. 1916) saß rechts vorm Diskant (den wir *tief* nannten, weil das „i“ in dem Wort tief ja hell klingt) und ich saß links beim Bass vor den „*hooohen*“ dunklen Tönen. Wir vertonten alles: Regen und Sonnenschein, das Trippeln von Zwergen, aber besonders gern lauten Donner. Wenn meine Schwester Elisabeth Klavier üben wollte, dann tanzten mein Bruder Fritz und ich zu ihrem Spiel um den Esstisch herum. Das Improvisieren mit Fritz wurde nun in geordnete Bahnen gelenkt: er lernte Cello und ich Klavier. Ich weiß noch, dass ich zuerst nur auf weißen Tasten spielen sollte, aber ich fand, dass die Töne auf den schwarzen Tasten viel schöner klangen, viel geheimnisvoller – wie Sammet! Ich erinnere mich, dass Frl. Wohlwill mir einmal die As-Dur Etüde op. 25 von Chopin vorgespielt hatte. Ich war hingerissen! In dem Stück war der ganze Klangzauber der Töne auf schwarzen Tasten eingefangen.

Ich habe noch gar nichts von meiner jüngsten Schwester Heidi erzählt. Sie wurde 1919 geboren. Ich weiß nichts mehr von diesem Ereignis. Fritz und ich hatten Keuchhusten um diese Zeit, und unsere Mutter schickte uns damals zu unserer Großmutter, ihrer Mutter, nach Berlin, um das zu erwartende Baby nicht zu gefährden. Für Fritz war diese Reise ein großes Erlebnis – dagegen für mich eine Erfahrung, die offenbar mit der Verlassenheitsangst zusammenhängt, und die ich deshalb wohl verdrängt habe.

1.5.89

Ich möchte an dieser Stelle einiges über meine Verlassenheitsangst sagen: Mein Vater wurde gleich zu Beginn des 1. Weltkriegs im August 1914 als Arzt zur Wehrmacht eingezogen. Und er kam erst spät im Jahr, Anfang Dezember, auf Urlaub nach Haus. Ich war damals höchstens 2 Monate alt und bis dahin hat meine Mutter mich gestillt! Nun wollten die Eltern zusammen verreisen, um ungestört den Urlaub von ca. drei Wochen zu genießen. Das hieß: das Baby muss schnellstens von heute auf morgen abgestillt werden. Andere Kinder können diesen Schock vielleicht überwinden, ich aber reagierte mit der Verweigerung jeglicher Nahrung, die mir die Säuglingsschwester (es war eine engagiert worden) anbot. Sie versuchte es mit Buttermilch und hat wohl einen Arzt um Rat gefragt ... wie die Sache ausging, weiß ich nicht. Ich blieb jedenfalls am Leben, aber bis zu meiner Hollandreise mit fast 6 Jahren habe ich nie essen mögen. Meine Mutter hat es in dieser Zeit sicher schwer gehabt. Sie hat mich zwar geduldig gefüttert, aber ich schluckte einfach nichts herunter. Vor allem süße Breie – Griesbrei z.B. waren mir zuwider. Ich mag auch bis heute keine Milch trinken oder gar Puddinge mit Milch gekocht essen. Milch ist mir obendrein als Getränk zu nahrhaft und als Nahrung zu flüssig.

Hier einiges über meinen Vater: Er nahm uns – Fritz und mich – sonntags mit ins Borsteler Moor, wo wir Kaulquappen und Libellenlarven fischten (Das muss Anfang der 20er Jahre gewesen sein) und er richtete für uns ein Aquarium ein – zeigte uns auch, wie man das Wasser auswechselt, ohne die Tiere zu gefährden und außerdem erzählte er Interessantes von diesen Tieren und ihrer Metamorphose. Es ist mir einmal sogar gelungen, die Entwicklung einer Kaulquappe bis zu ihrer Froschgestalt zu beobachten. Einmal hatte ich einen großen Gelbrandkäfer gefischt, der eines Tages weggeflogen war. Auch eine von den äußerst gefräßigen Libellenlarven entwickelte sich zu einer schönen blauen Libelle. Das spielte sich bei Sonnenschein auf unserem großen Balkon und an der Wasseroberfläche des Aquariums ab, und dauerte – bis die Libelle wegfliegen konnte, sehr lange, sicher mindestens 30 Minuten. Mein Vater hatte sicher früher in seiner Kindheit ähnliche und prägende Erfahrungen mit Tieren gemacht, was für ihn später den Beruf vorprogrammierte. Übrigens war mein Vater ein lieber, rührender, immer geduldiger Beantworter meiner unendlich vielen Fragen. z.B. habe ich ihn

einmal gefragt, wo die Seele des Menschen im Körper sitze. Er antwortete prompt: „Ich werde dir sagen, mein Kind, der Sitz der Seele ist das Gehirn.“ Das hat mir damals entschieden eingeleuchtet. Ich habe meinen Vater bewundert und verehrt, weil er so klug war und alles wusste – sogar über die Seele Bescheid wusste.

Fritz und ich hatten einen gemeinsamen Puppenwagen. Aber Puppen hatten wir nicht darin untergebracht. Die wurden ja sowieso operiert und starben dann. Wenn unser Vater morgens das Haus verließ, um in Eppendorf seine Vorlesungen zu halten, dann gingen wir in sein Arbeitszimmer und leerten seinen Papierkorb in unseren Puppenwagen aus. Geschriebenes war es, was für uns die Faszination darstellte, obwohl oder gerade weil wir noch nicht lesen konnten, waren die geschriebenen Zeichen der Inbegriff des Zaubers. Und in irgend einer Weise hatte dieser Zauber mit dem Vater zu tun, den wir verehrten und dessen Besitz wir offenbar besitzen wollten.

Meine Eltern sind nach dem ersten Weltkrieg einmal im Jahr für einen Monat zusammen verreist – und zwar ins Hochgebirge – richtig zünftig in Hütten übernachtend und mit Begleitung eines Führers und mit Eispickel und Seil bewaffnet, um zu täglichen Klettertouren ins Ungeheure im ewigen Schnee zu gelangen. Ich erinnere ganz dunkel, dass ich in dieser Reisezeit der Eltern abends im Bett vor Heimweh heulte. Meine ältere Schwester Elisabeth kümmerte sich rührend um mich und tröstete mich. Sie sagte: „Ich bin ja doch da, und ich habe dich lieb. Du wurdest geboren ein Jahr nachdem mein anderes Schwesterlein , Gertrud vierjährig in einem Kinderheim gestorben war. Ich war damals untröstlich, wie unsere Mutter. Aber als du dann geboren wurdest, war ich wieder froh und bin es noch heute. Darum weine nicht mehr und schlaf gut. Morgen ist wieder ein schöner Tag.“ So ähnlich waren wohl ihre liebevollen Zusprüche. Und so war sie immer liebevoll zu jedem! Ich will noch über unsere Namensänderung von Cohnheim in Kestner berichten.

4.5.89

Mein Vater hatte auf Drängen seiner Mutter 1916 den Namen Cohnheim abgelegt und ihn in Kestner umgewandelt. Warum unsere Großmutter dies von ihren drei Söhnen (meinem Vater und den Onkeln) verlangt hatte, wusste ich damals nicht. In erster Linie wird es die Angst vor dem Antisemitismus gewesen sein, den es auch schon damals gab. Aber zweitens war es auch ihr christlicher Glaube. Mein Vater wurde – kaum, dass sein Vater (ebenfalls Physiologe - Assistent von Robert Koch) früh gestorben war – damals 14-jährig – christlich getauft und soviel ich weiß, auch seine beiden jüngeren Brüder. Aber warum gerade der Name Kestner? Angeblich soll es eine verwandtschaftliche Seitenlinie geben, die zu Albert Kestner, dem Freund Goethes führt. Das wurde uns jedenfalls später erzählt – als wir 1933 von unserer

jüdischen Abkunft erfahren. Mein Vater wurde 1933 seines Amtes als Professor der Physiologie „enthoben“ d.h. von der Universität gejagt! Trotz seiner Zugehörigkeit zur Evangelischen Kirche und trotz seines Kriegsdienstes – zuerst an der Westfront und ab 1916 als Arzt in einem Seuchenlazarett in Rumänien, wo er den Paratyphus, der durch Läuse übertragen wird, mit Erfolg bekämpft und all den erkrankten und verwundeten Soldaten das Leben gerettet hatte und das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt. So wurden Deutsche Juden damals von Deutschen Nazis behandelt. Mir kommt noch heute ein solcher Zorn hoch, dass mir ganz elend zu Mute ist! Aber ich weiß, dass ich es hier festhalten muss! Es soll jeder erfahren. Alle Einzelheiten, damit so etwas Gemeines und Unmenschliches nie wieder passiert.

5.5.1989

Meine Eltern sind schweren Herzens erst 1939 auf Drängen eines Freundes – wenige Wochen vor Ausbruch des 2. Weltkriegs – nach England emigriert.

Auch mein Bruder musste auswandern. 1933 war er 16 Jahre alt, Schüler der Lichtwarckschule (wie übrigens auch ich) - davon später.

Die bekannte und jüdische Hamburger Familie Warburg hatte für die „nichtarischen“ Kinder aus Hamburg eine Schule in Ommen, Holland eingerichtet, wo sie auf ein englisches Abitur vorbereitet wurden. In dieser Schule wurde ausschließlich auf Englisch unterrichtet, auch die naturwissenschaftlichen Fächer, so dass die Schüler dann ohne allzu große Sprachprobleme in England studieren konnten. Kurz nach seinem Abitur wurde Fritz von den Nazis zum Wehrdienst einberufen!!! Man denke!!! Das hieß für ihn – da er nicht gewillt war, dieser Einberufung Folge zu leisten – sofortige Auswanderung nach England und folglich keine Rückkehr nach Deutschland, solange die Nazihorde an der Macht blieb. Als 1939 der Krieg ausbrach, kam er in englische Kriegsgefangenschaft, zuerst auf die Isle of Man – übrigens auch meine Eltern – wo sie aber wie „our king’s guests“ behandelt wurden. Fritz wurde allerdings nach einem halben Jahr auf der Isle of Man nach Canada ausgewiesen. Die Engländer konnten sich offensichtlich die Situation der deutschen Juden einfach nicht vorstellen. Es war ja auch unvorstellbar!

Meine jüngste Schwester, Heidi (1933 14 Jahre alt), verließ knapp 16-jährig die Schule und machte eine Säuglingsschwester-Ausbildung. Sie wanderte allein, 18-jährig, nach Afrika aus, um bei einer Familie mit 10 Kindern Dienst zu tun. Ihr Arbeitgeber war ein wohlhabender Kaffeeplantagen-Besitzer, der viele schwarze Arbeiter beschäftigte. Heidi war nicht nur Kinderschwester, sondern sie versorgte auch die Arbeiter, wenn sie krank waren und genoss in dieser Großfamilie ein hohes Ansehen. Später wanderte der Kaffeemann wegen einer Missernte

mit seiner Familie nach Canada aus und nahm Heidi mit. Dort hat sie sich aber von ihm getrennt und wurde Krankenschwester in Nairobi. Später hat sie dann einen Canadier geheiratet, der eine Maisplantage betrieb. Es war eine sehr glückliche Ehe, und sie hatten 3 Kinder. Heidi ist 1973 in ihrem Krankenhaus, wo sie zuletzt Krankenschwestern ausbildete, an einer akuten Leukämie gestorben. Sie hat erst kurz vor ihrem Tode ihrem sehr geliebten Mann ihre jüdische Abstammung „gestanden“. Als sie ihn kennenlernte, hat sie die Tatsache ihrer Auswanderung nach Amerika als politischen Protest gegen die Nazis begründet.

Elisabeth, meine älteste Schwester, hatte 1930 (also vor der Nazizeit) einen Dipl. Ing. geheiratet, der an einer Waggonfabrik in Wismar tätig war. Sie blieb als einzige von unserer Familie unbehelligt durch die Nazis - einfach weil es in Wismar keine Juden gab und weil sie und ihr Mann beiden Kindern ihre jüdische Abstammung konsequent verschwiegen. Aber nach dem Krieg wurde sie aufmüpfig gegen die kommunistischen Beherrscher dieser Stadt und wurde von diesen Leuten für fast 2 Jahre ins Gefängnis gesteckt und Günther, ihr Ehemann, ebenfalls. Als die beiden Kinder aus der Schule kamen, waren die Eltern verschwunden. Sie liefen daraufhin zu den Nachbarn und wurden dort freundlich aufgenommen, denn Elisabeth hatte ihre Nachbarn schnell noch informiert.

Schweigen war übrigens auch meine Überlebenstaktik. Aber zuvor muss ich noch über meine Schulzeit zwischen 1930 und 1935 berichten. Nachdem mein Bruder 10-jährig in die Lichtwarckschule – eine sogenannte Deutsche Oberschule (heute würde sie Gymnasium heißen) - kam und von dieser Schule begeistert zu Hause erzählte, war mein größter Wunsch, auch dort und mit ihm zusammen zur Schule zu gehen. Nicht nur, dass es die einzige höhere Schule in Hamburg mit Koedukation war, sondern sie war im besten Sinne fortschrittlich. Aber die beiden Klassen meines Jahrgangs waren voll besetzt, so dass ich dort nicht gleich aufgenommen, sondern erst 1930 in die Obertertia eingeschult wurde und obendrein den Verlust eines Schuljahres in Kauf nehmen musste, denn nur für diesen Jahrgang gab es 3 Klassen und auch einen Platz für mich.

Es war alles in allem eine schöne Schulzeit. Endlich fühlte ich mich unter „meinesgleichen“ und wurde von den Mitschülern akzeptiert. Vor allem der Musikunterricht war großartig und anregend. Ich wurde im Oberstufenchor aufgenommen, weil ich mich sogleich darum bewarb. In diesem Chor sangen auch die Lehrer mit. Wir führten damals den „Jasager“ von Brecht und Weill auf. „Wir bauen eine Stadt“ von Paul Hindemith wurde von einer Quarta (7. Klasse) aufgeführt. 1932 gab's ein großes Goethefest zu seinem 100. Todesjahr. Dazu hatte ich eine Revue mit Songs komponiert und auch getextet – aber mit vielen Goethe-Zitaten aus dem Faust durchsetzt. Viele Lehrer der Lichtwarckschule waren politisch links gerichtet. Und wir

diskutierten mit ihnen. Auch ich war damals – etwa 2 Jahre lang - Mitglied der kommunistischen Jugend, K.J. genannt, aber ich war politisch ungebildet und naiv. Das ganze war eher emotional begründet und keineswegs wissenschaftlich untermauert. Ich textete und komponierte damals Lieder mit vielen gängigen Schlagworten und Phrasen, die wir – die Gruppe – Sonntagmorgens in einem Lastwagen stehend heruntergröhlten, während wir durch Eimsbüttel fuhren.

Meine Eltern durften eigentlich nichts davon wissen. Sie erfuhren aber dennoch davon. Ich weiß nicht durch wen und wie. Und eines abends, als wir, die Gruppe, einen Auftritt in einem Kino im Stadtteil Hoheluft mit meinen Songs hatten, saß meine Mutter in vorderster Reihe, um sich zu informieren, und mich gegebenenfalls zu beschützen. Denn damals, 1932, gab es schon Zusammenstöße zwischen Nazis und Kommunisten - ganze Saalschlachten!

Kurz vor dem 30. Jan. 1933 versteckte ich kommunistische Schriften bei uns auf dem Boden. Man hatte die Wohnung meiner Eltern dazu ausersehen – in der gängigen Meinung, dass wir ja zu den Bürgerlichen gehörten und also unverdächtig wären. Von meiner jüdischen Abkunft wusste ich ja gar nichts, und das ist auch die einzige Entschuldigung für mein leichtsinniges Verhalten. Kurz bevor mein Vater von seiner Lehrtätigkeit als Physiologe „enthoben“ worden war, gab es bei uns eine Hausdurchsuchung. Mein Vater zeigte den Beamten seine große Bibliothek, die außer wissenschaftlichen Büchern auch Heine und Thomas Manns Werke enthielt. Aber diese Namen waren den braunen Herren offenbar nicht bekannt. Sie zogen unverrichteter Sache wieder ab und auf die Idee, dass auf dem Boden noch etwas zu finden sein könnte, sind sie gar nicht gekommen. Aber ich habe gezittert und am nächsten Tag das gefährliche Schrifttum weggeschafft. Meine Eltern haben nie etwas davon erfahren.

Die Lichtwarckschule wurde „gleichgeschaltet“, unser Schulleiter, Heinrich Landahl musste gehen. Es trat ein 180 % Nazi an seine Stelle. Ich verließ die Schule 1933 und hatte das große Glück, in die Unterprima (12. Klasse) der Schule am Meer in Juist, einem Landschulheim, aufgenommen zu werden. Es war ein herrliches Jahr, aber die Schule musste 1934 schließen, weil fast alle jüdischen (und zahlkräftigen) Schüler abgingen und auswanderten, so dass die Schule wirtschaftlich am Ende war. Nun musste ich noch einmal die Schule wechseln und kam auf den Rat von Martin Luserke, dem Schulleiter von Juist, in die Odenwald-Schule, wo ich Ostern 1935 mein Abitur bestand. In dieser Schule habe ich mich nicht sehr wohl gefühlt. Paul Geheeb, der Leiter der Odenwald-Schule bis 1933, wanderte mit seinen jüdischen Schülern in die Schweiz aus, und das Lehrerkollegium, das zurückblieb, schien mir ein verlassener Klan zu sein, der sicher bessere Zeiten erlebt, nun aber nicht das nötige Rückgrat hatte, um dem neuen, braunen, stupiden Geist zu begegnen. Ich war froh, als ich mein Abitur in der Tasche hatte, und

wollte nun auf die Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik in Berlin gehen, um Schulmusikerin zu werden. Das ging nicht! Ich hätte meine arische Abstammung bis zum Jahr 1800 nachweisen müssen.

Für mich kam Auswanderung nicht infrage. Ich wollte in Deutschland bleiben, im Lande Bachs und Mozarts und Brahms und Schuberts. Was blieb übrig?! Ich gab den Plan, Schulmusikerin zu werden, wie es mir seit den erfreulichen Erfahrungen als Schülerin der Lichtwarckschule vorgeschwebt hatte, auf und machte statt dessen im Herbst 1935 die Aufnahmeprüfung für das Hauptfach Klavier an der Musikhochschule in Berlin, Fasanenstraße. Nach einem Jahr fleißigen Übens bestand ich 1936 die Privatmusiklehrerprüfung und bekam gleichzeitig Unterrichtsverbot. Aber ich blieb Studentin der Musikhochschule – jetzt mit dem Hauptfach Querflöte. Noch während meiner beiden letzten Schuljahre hatte ich dieses schöne Instrument spielen gelernt, so dass ich ohne Aufnahmeprüfung bei Gustav Scheck Flöte studieren konnte. Gleichzeitig schickte mich mein Lehrer für Harmonielehre, dem ich ein paar meiner Kompositionen gezeigt hatte, zu Hindemith in seine Kompositionsklasse. Dies war für mich die entscheidende Wende meines Lebens als zukünftige Komponistin.

Überhaupt stand zeitlebens ein Glückstern über mir. Hindemith war ein großartiger Lehrer. Wir hatten dreimal in der Woche einen ganzen Vormittag von 9-13 Uhr Unterricht. Jeder der 5 – 6 Schüler brachte seine Arbeit: den Anfang einer Sonate oder ein Lied mit, in Bleistift geschriebenen, und Hindemith korrigierte jedes Stück und alle sahen dabei zu. Er radierte das – nach seiner Meinung - misslungene aus und trug seine Verbesserung in das Bleistift Manuskript ein. Abgesehen von den mitgebrachten Kompositionen mussten wir alle 3-stimmige Liedsätze schreiben, gemeinsam an der Wandtafel. Der c.f. musste mal oben, mal in der Mitte, mal als unterste Stimme geschrieben werden. Aber das interessanteste und anregendste, was wir bei ihm lernten, war die einstimmige Melodie! Es durfte kein Lied sein, kein Sonatenthema, kein Fugenthema, sondern Die Melodie „an sich“. Diese Melodien wurden gemeinsam analysiert und auf ihre melodische, harmonische formal-rhythmische Gestalt abgehört und beurteilt. Diese Untersuchungen waren das interessanteste und anregendste, was ich in meinem Studium erlebt habe. Hindemith schrieb damals gerade seine „Unterweisung im Tonsatz“ und ich hatte den Eindruck, dass er äußerst engagiert war mit der Niederlegung seiner Erfahrungen als Komponist und Lehrer der Komposition. Er war ein glücklicher Mensch, sprühend lebendig und fröhlich, aber immer wachsam und kritisch, ganz so, wie ein Schaffender als Lehrer sein muss.

Ich kann mir heute kaum noch vorstellen, wie ich all die vielen Aufgaben bewältigen konnte. Ich musste ja – abgesehen vom Komponieren - sowohl Flöte als auch Klavier üben. Denn ich hatte mir vorgenommen, die künstlerische Reifeprüfung mit Hauptfach Klavier zu machen, war

aber außerdem als Flötistin im Hochschulorchester aufgenommen worden. Außerdem sang ich im Hochschulchor mit und bei Kurt Thomas in seinem a-cappella Chor, mit dem er in den Semesterferien Konzertreisen ins Ausland unternahm. Ich habe seine Markus-Passion und seine Messe in a-moll (ein sehr schönes Stück) mitgesungen und viele Sachen von Hugo Distler. Übrigens nahm Kurt Thomas auch einige Laien in seinen Chor auf, die nicht an der Musikschule studierten. So kam auch Dieter Kukuck mit dazu, ebenfalls ehemaliger Lichtwarckschüler, mit dem ich seit meiner Schulzeit dort befreundet war, und der nach seinem Arbeitsdienst im Anschluss an sein Abitur in Berlin an der technischen Hochschule Elektrotechnik studierte. Natürlich wohnten wir auch zusammen.

9.5.89

Dieter war ein lieber und treuer Freund. Uns ging es gut. An der Hochschule war ich eine Studentin, wie jede andere. Der damalige Leiter der Musikhochschule, Prof. Fritz Stein, war ein liberaler, vernünftiger Musiker. Sein hochbegabter Sohn, Pianist, lebte in England, warum, weiß ich nicht! Vielleicht gab es da auch irgendeinen rassischen „Makel“ in der Familie. Es kümmerte mich nicht. Meine Mitschüler bei Hindemith und die Studenten in den Chören wussten nichts über mich. Ich schwieg. Nur Prof. Stein kannte meinen Makel, denn ich musste ja für die Zulassung zur Hochschule meinen Ahnenpass vorlegen. Aber auch er, Fritz Stein, schwieg.

10.5.89

Wovon lebten wir eigentlich? meine Eltern schickten mir während meines Studiums monatlich 150 Mark. Erstaunlicher Weise wurde meinem Vater sein Gehalt, solange er noch in Deutschland war, weiter bezahlt. Er war ja Beamter der Stadt Hamburg bis zum Ausbruch des Krieges 1939 und bis dahin hatte man offenbar keine Handhabe gegen ihn. Ich kann es mir nicht anders erklären und ich habe auch damals offenbar nicht mit meinen Eltern darüber gesprochen. Dieter Kukuck bekam von seinem Vater 75 Mark monatlich. Davon bezahlten wir unsere beiden Zimmer in Charlottenburg, je 30 Mark, und aßen täglich an einem Mittagstisch des „Roten Kreuzes“ für 35 Pfennig. Es gab immer ein Stück Fleisch und Gemüse und Kartoffeln. Ich ging jeden Tag in ein Konzert der Hochschule - kostenlos - oder auch in die Philharmonie (die Hochschule vermittelte ihren Studenten verbilligte Karten). Eine Teilstrecke der Straßenbahn kostete 10 Pfennig - damit kam man schon ein gutes Ende vorwärts, den Rest ging ich zu Fuß. Wir lebten gar nicht schlecht, muss ich im Nachhinein sagen.

Kurz nachdem ich bei Hindemith studieren durfte, lernte ich eine 18-jährige Geigerin kenne, die – obwohl Volljüdin - ebenfalls an der Musikhochschule studierte. Auch ihre etwas ältere Schwester, eine ausgezeichnete Cellistin, die bereits fertig war mit ihrem Studium, gehörte zu

meinen Musikfreunden. Wir spielten zusammen Trios von Mozart und Beethoven und ich war oft Gast im Elternhaus der beiden Musikerinnen. Der Vater Vandewardt war damals noch bis 1939 Elektroingenieur bei Siemens! Man denke! Danach wurde er zu Beginn des Krieges entlassen und fand bei der Müllabfuhr eine Arbeit, von der die Familie leben musste. Das wenige, was Juden auf ihre mit einem „J“ gekennzeichneten Lebensmittelkarten bekamen, konnte er gerade noch bezahlen. Ganz kurz vor Beginn des Krieges waren die Töchter nach England ausgewandert. Sie haben ihre Eltern nie wieder gesehen. Denn die Eltern haben sich – wissend, was ihnen bevorstand - in ihrer Küche mit Gas vergiftet. Einen Tag vorher hatte ich Frau Vandewardt noch besucht. Sie hatte mich angerufen, um mir Bettwäsche aus ihrem Besitz zu schenken. Ich ahnte nicht, was sie vorhatte, meinte, dass sie unnötigen Ballast loswerden wollte, und freute mich einfach über die nützlichen Dinge, die ich bekam. Am nächsten Tag ging ich noch einmal hin, um ihr meine Bohnenkaffee Sonderzuteilung zu bringen, die Juden nicht bekamen. Ich klingelte vergebens!! Danach benachrichtigte ich nahestehende Freunde der Familie – keine Juden – die bereits informiert waren. Und wir hielten danach mit den Freunden eine Totengedenkfeier. Wann die Kinder in England von dem Selbstmord der Eltern erfuhren, weiß ich nicht.

11.5.89

Am 30. Juni 1939 bestand ich meine künstlerische Reifeprüfung mit „gut“. Ich spielte Präludium und Fuge c-moll von Bach, die Klaviersonate as-dur op. 110 von Beethoven und die zweite Klaviersonate von Paul Hindemith, die gerade bei Schott erschienen war, ein wunderbares Stück – besonders der 2. Satz. Mein Klavierlehrer: Prof. Rudolf Schmidt, ein Parteigenosse mit Hakenkreuz-Abzeichen am Revers, das er immer trug, hatte mir zunächst abgeraten, die Hindemith-Sonate zu spielen, weil er befürchtete, dass ich Schwierigkeiten bekommen könne von Seiten des Hochschulkollegiums, die meine Fähigkeiten ja beurteilen sollten. Hindemiths Musik galt damals bereits als „entartete Kunst“ und wurde in Deutschland nicht mehr aufgeführt. Ich habe meinem Klavierlehrer, der es gewiss gut mit mir meinte und mich beschützen wollte, einen Brief geschrieben und ihm auseinandergesetzt, dass und warum ich die Hindemith-Sonate trotz seines Vetos spielen wolle. Ich sei seine Schülerin gewesen und verdanke ihm unendlich viel und was könne mir denn passieren, oder gar ihm, der ja bereits 1938 ausgewandert sei. Ich wolle meiner Verehrung für ihn auch Ausdruck verleihen, das würde doch gewiss dem Kollegium einleuchten. So etwa hatte ich argumentiert. Als ich wieder zum Klavierunterricht kam, war das erste, was Prof. Schmidt sagte: Ihr Brief hat mich überzeugt, Sie spielen die Hindemith-Sonate. Und so war's denn auch. Ich habe alle drei Stücke, ohne dass ich unterbrochen wurde, vorgespielt, und das Kollegium war sehr zufrieden mit mir.

Drei Tage danach, am 3. Juli 1939 haben Dieter Kukuck und ich geheiratet. Dazu folgendes: Anfang 1939 wurde ein Gesetz erlassen. Juden und jüdische Mischlinge, die ihren jüdischen Namen geändert hatten, mussten ihn wieder annehmen. Daraufhin hatte Dieter schleunigst und kurz entschlossen gehandelt und ohne mein Wissen das Aufgebot bestellt. So war er: mutig, umsichtig, tatkräftig handelnd aus Liebe! Er fand einen vernünftigen Standesbeamten, dem Dieter meinen Ahnenpass und die Namensänderungsurkunde von 1916 nicht vorgelegt hatte, sondern statt dessen eine nachträglich auf den Namen Kestner ausgestellte Geburtsurkunde, die ich mir noch in Hamburg Anfang der 30er Jahre habe machen lassen. So wurden wir also standesamtlich, nicht kirchlich! (das wäre zu riskant gewesen!) getraut. Wir haben meinen Eltern, die schon ihre Auswanderung nach England vorbereitet, erst im Nachhinein unsere bereits vollzogene Eheschließung mitgeteilt. Wir wollten sie nicht mit allem drum und dran einer Hochzeitsfeier belasten. Sie haben ihren Schwiegersohn, meinen Dieter, sehr in ihr Herz geschlossen und waren außerordentlich erleichtert, dass ich nun nicht mehr unmittelbar wegen meiner jüdischen Abkunft gefährdet war.

12.5.89

Am 5. August 1940 kam unser ältester Sohn Johann Eberhard zur Welt, und zwar im Franziskus Krankenhaus in Schöneberg, wo 1945 kurz nach dem Krieg sein Leistenbruch operiert wurde. Die Krankenschwestern dort – Katholische Nonnen – waren sehr liebevoll zu uns Müttern und Babys. Sie beruhigten uns während des Fliegeralarms mit der Behauptung, dass ja auf dem Dach eine weiße Fahne hänge, und dass dies als Zeichen der Unantastbarkeit in aller Welt anerkannt sei! Wir glaubten daran, und das war das Wichtigste. Unser Kindchen war ein friedliches, hübsches, gesundes Kerlchen, das an meiner Brust satt wurde und das wir sehr liebten. Die Nächte im Luftschutzkeller, fast jede Nacht, hat er zum Glück im ersten Jahr fast immer schlafend durchlebt. Für mich waren diese Nächte im Keller aber eine große Strapaze!

Dieter hatte seine Vorprüfung mit sehr gut bestanden, aber die Diplomprüfung stand noch aus. Deshalb bewarb er sich schleunigst bei Siemens und wurde als „unabkömmlicher“ Elektrotechniker sofort eingestellt, damit er seine Diplom-Prüfung ein Jahr später machen könne und nicht inzwischen zum Wehrdienst eingezogen werden würde. Das klappte. Es wurden ihm sogar die Montage als freie Tage für das Studium bewilligt. 1941 bestand er die Diplomprüfung mit sehr gut und wurde daraufhin zur Marine eingezogen, wo er als Ingenieur im Offiziersrang (sogen. Silberling) im Nordmeer vom U-Boot aus Wetterbojen einsetzen musste, die er selber in einem Institut in Berlin entwickelt und konstruiert hatte.

1942 bin ich für ein paar Monate mit Jan zu der Familie meiner Schwester Elisabeth nach Wismar gezogen und habe mich dort etwas erholt von den Dauerängsten im Luftschutzkeller in

Berlin. Es zog mich aber bald wieder nach Berlin zurück, wo Dieter seinen Dienst tat, wenn er nicht gerade zum U-Boot-Einsatz „abgestellt“ worden war, und wo unsere Freunde aus der Studienzeit lebten, z.B. Toni Schmieden, die an der Jutta Klammt-Schule eine Ausbildung zur Gymnastik Lehrerin machte und die mich als Blockflötenlehrerin an diese Schule empfahl. Für die Blockflötengruppe hatte ich einmal in dieser Zeit ein Stück über ein mittelalterliches Tanzlied komponiert, das wir sogar bei einer öffentlichen Veranstaltung der Schule aufführten und zu dem getanzt wurde.

Eines Tages – es muss Anfang 1943 gewesen sein – tauchte bei mir eine Jüdin auf; den Judenstern hatte sie von ihrem Mantel abgetrennt, aber sie gab sich mir als Jüdin zu erkennen und als eine Bekannte von der Frau Vandewardt. Sie bat um Asyl und ich nahm sie in unsere Wohnung auf, in der wir zur Untermiete wohnten, deren Vermieterin aber vor den Bomben in ein Wochenendhaus in Gleschendorf geflüchtet war. Diese Wohnung war also „sturmfrei“. Die Jüdin nannte mir nicht ihren richtigen Namen, sondern stellte sich mir als Anna Pastor vor, und ich verschwieg ihr meine nichtarische Abkunft. So hielten wir's bis zum Ende des Krieges, und erst dann erfuhr sie von meinem Makel, und ich ihren richtigen Namen : Elisabeth Veilchenfeld. Von den Jahren bis zum Ende des Krieges möchte ich ausführlich berichten. Frau Anna Pastor war eine fromme Jüdin. Der Mann war vor längerer Zeit gestorben, nicht durch die Nazis liquidiert. Sie selber stammte aus Hamburg und war vor dem dritten Reich Lehrerin an der Talmud Thora-Schule gewesen.

Das erste, was wir miteinander besprachen, war ihr zukünftiger Verbleib während der Fliegerangriffe in der Nacht. Sie wollte nicht mit in unseren Keller gehen, sondern oben bleiben, im 4. Stockwerk!!! Die Angst vor den Mitmenschen, den Hausbewohnern, war größer als die vor den Bomben.

An diesem Tag, an dem sie zu mir geflüchtet war, erschien morgens bei ihr in ihrer damaligen Wohnung ein Gestapomann, um sie zum Transport in ein Vernichtungslager abzuholen. Sie hatte sich lange auf diese Aussicht vorbereitet und erbat sich von dem Gestapomann die Erlaubnis, ein paar Sachen, Waschzeug und Wäsche zusammenzupacken. Sie tat so, als wisse sie nichts von dem Vernichtungslager und der Mann gab ihr die Erlaubnis, ihre Sachen zu packen. Sie verschwand nun durch einen Hinterausgang, wie sie in den meisten Berliner Wohnungen vorhanden sind. Sie hatte weiter nichts als zwei Einkaufstaschen mit Kleidung und Waschzeug bei sich und die Schere zum Abtrennen des Judensterns noch auf der Treppe.

Das zweite, was wir besprachen, war die Ernährung. Frau Pastor konnte von nun an ja nicht mehr ihre Ration auf der mit J bezeichneten Lebensmittelkarte kaufen. Die ersten Tagen

konnten wir ihr wenigstens ein paar Kartoffeln mitkochen. Aber Fett und Brot war von unserer Ration einfach nicht mehr abzuzweigen. Da mir der rettende Einfall, dass ich beliebig viel Lebertran für meinen Jungen – natürlich auf Rezept – kaufen konnte. Eine vernünftige Ärztin in unserer Nähe stellte mir - ohne nach Hintergründen zu fragen - so oft und so viele Rezepte aus, wie ich haben wollte für meinen Jan. Nun wurden die Kartoffeln in Lebertran gebraten – und schmeckten tadellos. Der tranige Geschmack verflog durch das Braten.

Jan fand den Lebertran sogar im Rohzustand sehr wohlschmeckend! Nach einiger Zeit musste der Speisezettel aber ergänzt werden, und zwar durch Brot. Ganz in unserer Nähe gab es einen Bäcker, der einen russischen Kriegsgefangenen als Fremdarbeiter aus der Ukraine beschäftigte. Dieser Mann konnte so gut wie kein Deutsch sprechen. Meine Jüdin konnte aber etwas russisch. Und sie hat sich bei diesem Bäcker als Sprachlehrerin vorgestellt, gab dem Russen regelmäßig Unterricht in deutsch und bekam dafür jedesmal etwas Brot ohne Karten. Auf den Gedanken, dass sie eine Jüdin war, ist der Bäcker ganz gewiss nicht gekommen, denn jeder Berliner wusste, dass es für einen jüdischen Menschen lebensgefährlich gewesen wäre, ohne den Judenstern auf die Straße zu gehen, denn wenn er einem Bekannten begegnet wäre – ob Jude oder nicht – riskierte er, angezeigt zu werden; und das wäre ein sicherer Tod gewesen. Dieses Risiko nahm die tapfere Frau auf sich, um zu überleben! Im nachhinein kommt mir das Ganze wie ein Wunder vor, oder besser gesagt, unser Schutzengel hat uns behütet, oder ganz hochtrabend ausgedrückt: Gott hielt seine schützende Hand über uns!

14.5.89

Jedenfalls: wir fühlten uns sicher. Sie auf Grund ihres Glaubens, ich, weil ihr Glaube und ihre seelische Kraft sich auf mich übertrug. Es ging zunächst alles glatt. Aber eines Tages – es muss Anfang 1945 gewesen sein – schrieb unsere Vermieterin aus Gleschendorf, dass eine ihrer beiden außerhalb Berlins studierenden Töchter für einige Tage wegen irgendeiner Angelegenheit in ihrer Berliner Wohnung Quartier nehmen müsse. Jetzt war guter Rat teuer. Ich wendete mich an unseren Pastor in der Hochmeisterkirche, (obwohl ich diesen Mann und seine politische Einstellung nicht kannte). Ich musste es einfach riskieren, nichts anderes fiel mir ein. Nur der Gedanke, dass ein Pastor immerhin ein Christ ist, und dann auch die Idee, dass mein Vertrauen und Glauben an seine Hilfsbereitschaft ihn vielleicht freuen könne. So etwa waren meine Gedanken. Ich nahm meinen kleinen Jan mit in das Gemeindebüro und setzte dem Pastor unsere Situation auseinander! Ja, ich mutete ihm zu, unsere Jüdin für ein paar Tage unterzubringen. Er nannte mir den Namen eines Offiziers seiner Bekanntschaft - auch seine Adresse – und versprach, mich sobald wie möglich zu informieren, ob die Unterbringung bei dem Offizier glücken würde. Ich wartete einen ganzen Tag vergeblich auf seinen Anruf und begriff, dass entweder er selber Angst hatte oder seine Frau ihn von dieser Hilfsaktion

zurückhielt. Ich musste nun unbedingt handeln! Und ich ging – wieder zusammen mit meinem Kind – zu dem Offizier, den mir der Pastor genannt hatte, traf ihn aber nicht an, sondern nur seine Frau, der ich sogleich unsere Situation schilderte und um Asyl für unsere Jüdin bat. Sie lehnte ab! Aber sie versicherte mir, dass sie um meinetwillen und mit Rücksicht auf mein Kind über die ganze Angelegenheit schweigen würde. Als ich meiner Jüdin von dem Fehlschlagen aller meiner Bemühungen berichtete, war sie keinesfalls verzweifelt, sondern sofort entschlossen, im Keller eines zerbombten Hauses Unterschlupf zu suchen, und sie fand diesen Unterschlupf in Charlottenburg. Das Haus dort war nicht vollständig zerstört – nur das oberste Stockwerk. Einige wenige Bewohner in den unteren Stockwerken waren mit dem Leben davon gekommen und hatten Mitleid mit der fremden Leidensgenossin, die angeblich bei dem letzten Luftangriff total ausgebombt war. Sie machte sich sogleich nützlich und versorgte die Zentralheizung, die – o Wunder! – noch funktionierte. Tags darauf ging sie aufs Postamt in Halensee und ließ sich dort einen Postausweis ausstellen auf den Namen Anna Pastor, weil sie ja angeblich nicht einmal ihre Papiere hat retten können beim letzten Bombenangriff.

In Berlin ging jetzt alles drunter und drüber, und das hatte zur Folge, dass die Menschen, d.h. die Frauen in ihrer Not zusammenrückten und einander unbürokratisch halfen. Nur so lässt sich die Geschichte mit dem Postausweis erklären!!

Nun gab es noch einen neuen Zwischenfall: Der Vorgesetzte meines lieben Dieter – ein vernünftiger Mann, dem es völlig gleichgültig war, dass sein tüchtiger Ingenieur eine Nichtarierin zur Frau hatte – dieser Mann also war gestorben und nun rückte ein fanatischer Nazi an seine Stelle. Dieter wurde degradiert und war nun „Matrose Arsch“, ohne Amt und ohne Identität und wurde entlassen!!! Es blieb ihm nichts anderes übrig, als unterzutauchen, aber das hieß: ohne Lebensmittelkarten zu leben. Wir überlegten hin und her, bedachten auch und hofften sehnlich, dass der Krieg sowieso bald verloren sein würde. Die Invasion der Engländer war geglückt, die Amerikaner standen in Hof und die Russen vor Frankfurt an der Oder. Dieter entschied, nicht in Berlin zu bleiben. Er setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr an die Ostseeküste, um beim Bauern zu helfen. Das war seine Rettung! Unsere Jüdin blieb bis zum Schluss des Krieges in dem halbzerstörten Haus und schrieb sich selbst Briefe dorthin, um vor den Mitbewohnerinnen und der Briefträgerin, die die Post in den heilgebliebenen Luftschutzkeller austrug, als Anna Pastor glaubhaft zu sein. Manche dachten sicher, sie sei eine Pastorenfrau; und das war möglicherweise ein Grund dafür, dass man sie schätzte. Aber Lebensmittelkarten hat sie sich vorsichtshalber nicht besorgt. Brot und Lebertran sicherte ihr bis zum Schluss des Krieges ihr Überleben.

Mitte März 1945 wurde die Berliner Bevölkerung aufgefordert, in die Luftschutzkeller zu übersiedeln, weil die Russen nun unmittelbar vor Berlin standen. Dies war der lang ersehnte Auftakt zum Ende. Es war ein Ende mit unvorstellbarem Schrecken! Aber: Die amerikanischen Luft-Angriffe wurden mit Rücksicht auf die in Berlin kämpfenden Russen, die ja ihre Verbündeten waren, eingestellt. Wir hatten noch rechtzeitig Wasser in die Badewannen und in Töpfe und Kannen eingelassen und hatten uns mit den Lebensmitteln, die uns auf Karten zustanden, versehen. Nun gab es weder Strom noch Gas noch Wasser. Es war Tag und Nacht stockdunkel, denn auch die wenigen Kerzen, die es noch zu Weihnachten für Familien mit Kindern gegeben hatte, reichten nicht länger als einen Tag. Je weiter die Russen nach Berlin vordrangen, um so lauter war der Krach draußen auf den Straßen. Die jüngsten: 14-jährige Jungen und die ältesten Männer wurden noch in letzter Minute zum „Volkssturm“ auf die Berliner Straßen befohlen! Aber es gab nicht einmal mehr hinreichende Munition. Zwei junge deutsche Soldaten versteckten sich im Kohlenkeller unseres Hauses. Sie hatten ihre Gewehre schon vorher weggeworfen.

Nachts war es meistens ein paar Stunden still. Wir hatten – bevor wir endgültig in unseren Luftschutzkeller übersiedelten - eine Grube ausgehoben, in die nun jeden Tag bzw. Nacht ein oder zweimal der Eimer mit dem Inhalt unserer „Notdurft“ hineingegossen wurde. Jeder kam nacheinander dran mit diesem Amt, das ja lebensgefährlich war.

Was taten wir eigentlich während dieser 10-tägigen Verbannung im stockfinsternen Luftschutzkeller?! Was mich betraf, ich erzählte meinem Jan Märchen – die bekannten Grimmschen Märchen: von Rotkäppchen und von Frau Holle u. andere, und die Mitbewohner unseres Kellerraumes hörten zu und halfen ein, wenn ich mal nicht genau weiter wusste. Außerdem sangen Jan und ich Volkslieder. Jan kannte schon viele Lieder mit allen Strophen und konnte längst allein die Melodie gegen eine zweite Unterstimme, die ich sang, sicher halten. Das gefiel allen sehr gut und oft hörten sie einfach zu, wenn die beiden Kukucke 2-stimmig sangen. Aber eines Tages erschienen russische Offiziere in unserem Keller. Unser Haus stand in Flammen – und wir hatten es nicht gemerkt!!! Wir wurden erst durch die Russen, die vermutlich zuvor das Feuer gelegt hatten, gewarnt und gerettet!!! Nun rannten wir über den Hinterhof mit unserem Sturmgepäck in den Luftschutzkeller, Eingang in der Westfälischen Straße, das von dem unsrigen nur durch eine Brandmauer getrennt war. In dem neuen Keller nahm man uns stillschweigend und ohne Erklärung unsrerseits auf. Ich erinnere mich, dass die Stille dort unheimlich und belastend war. Ich erinnere mich auch, dass der Bäcker von gegenüber aus der Westfälischen Straße sein letztes frischgebackenes Brot verteilte, nachdem seine Bäckerei ebenfalls in Flammen stand.

Es tauchen, während ich dies alles niederschreibe, immer mehr Erinnerungen auf. Z.B.: Eines Tages kam von draußen eine Frau in unseren Keller in der Joachim Friedrichstr. (das war noch bevor das Haus brannte) mit einer schrecklichen Hiobsbotschaft: Der Ehemann von einer unserer Mitbewohnerinnen, Frau Pohl, war zum Volkssturm einberufen worden und bei einem der Straßenkämpfe „gefallen“. Dies rief sie ins Dunkle hinein: „Ist Frau Pohl hier, - ich muss Ihnen mitteilen, dass Ihr Mann tot ist“! Darauf schrie die arme Frau Pohl – minutenlang – herzerreißend! Ich werde das nie vergessen. Pohls hatten eine Bügelwerkstatt im untersten Stockwerk unseres Hauses und auch dort arbeitete ein russischer Kriegsgefangener, der von den Pohls wie ein eigener Sohn geliebt wurde. Dieser Mann nahm die schreiende, verzweifelte Frau in seine Arme und versuchte sie zu beruhigen und zu trösten.

Irgendwann – ich glaube, es war der 3. April 1945 – hieß es, Hitler sei tot, Goebbels auch! Berlin hat endlich kapituliert!

Bevor nun unsere Kellergemeinschaft endgültig auseinanderlief, um irgendwo unterzukriechen, hatte ich den Mitbewohnern gesagt, dass ich mit Jan nach Heiligensee zu Freunden gehen würde. Ich hatte allen auch die Adresse aufgeschrieben und den Namen Schottländer, so dass ich auffindbar sein würde, falls jemand nach mir fragen würde. Auf diese Weise hat meine kluge Jüdin erfahren, wo ich abgeblieben war und ist später in Heiligensee aufgetaucht. Sie erzählte mir, dass sie inzwischen Kontakt mit vielen Juden aufgenommen habe, die auf ähnliche Weise wie sie selber von Berliner Einwohnern versteckt worden waren. Erst bei dieser Gelegenheit hat sie mir ihren wirklichen Namen: „Elisabeth Veilchenfeld“ genannt, und ich habe ihr von meinem jüdischen Vater erzählt. Sie teilte mir ihren Entschluss mit, nach Amerika auszuwandern, weil sie dort Verwandte habe, die rechtzeitig, lange vor Kriegsbeginn ausgewandert waren.

Hier ein späterer Nachtrag: Ich war Mitglied in der Reichsmusikkammer in der Sparte Komponistin. Die Sparte Musikerzieher war mir ja verwehrt. Aber seltsamer Weise wurde ich nicht nach meiner Abstammung gefragt. Erst jetzt nach 50 Jahren erfuhr ich von einer Studentin, die eine Arbeit über mich als Komponistin schreibt, dass man mir damals verboten habe, schöpferisch tätig zu sein – also zu komponieren. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich ein solches Verbot erhalten hätte. Aber die Studentin hat in irgendeinem Archiv in Berlin den Durchschlag des diesbezüglichen Briefes ausfindig gemacht! Seltsam! Sollte ich diese Sache verdrängt haben?! Wie funktioniert so etwas bloß?! Die Seele des Menschen ein Wunderwerk!

Felicitas Kukuck – Autobiographie ab 1945

Felicitas Kukuck, Am Hang 9, 2000 Hamburg 55

Der Krieg war zu Ende. Die Russen waren unsere Befreier geworden. So empfanden wir es alle damals, und ich selbst kann eine Menge Gutes über die Russen berichten. Aber erst einmal die Ereignisse der Reihe nach: Wir verließen den Luftschutzkeller in der Westfälischen Straße. Das Haus in der Joachim Friedrich Straße, wo wir gewohnt hatten, war bereits total abgebrannt. Aber die Decke des Kellers war von der Last der unbrennbaren Gegenstände *noch* nicht eingedrückt worden. Auf der Straße – unmittelbar vor der Luftschutzkellertür – lag ein toter Soldat ohne Kopf – der Kopf ein paar Meter weiter neben einem Laternenpfahl. Jan stiefelte über die Leiche weg, offenbar ohne zu begreifen, dass da ein Mensch lag, ein junger Toter. Ich habe kein Wort mit Jan darüber gesprochen, - konnte es nicht! Wozu auch?! Der Krieg war ja zu Ende, und wir hatten ihn überlebt! Die jahrelange, in jeder Bombennacht über uns verhängte, würgende Todesangst galt nicht mehr. Wir würden nun nicht mehr sterben müssen – nie mehr! Wir lebten! Nichts anderes galt, und es gab auch keine anderen Werte oder Wertmaßstäbe als das Leben selbst.

Wir mussten jetzt ein neues Nachtquartier finden. Wir suchten und fanden in der Nähe eine Bleibe für eine Nacht in einem halb zerstörten Haus, aus dem alle Türen aller Stockwerke durch Bomben aus den Angeln gehoben waren, so dass man in jede Wohnung hinein konnte. Dieses Haus stand nicht in Flammen und es waren keine Bewohner mehr drin. Wir gingen in irgend eines der Zimmer, fanden sofort ein Sofa voller Glassplitter, die wir herunter fegten, und ich legte erst einmal meinen kleinen Jan zum Schlafen hin. Dann ging ich zu dem Haus in der Joachim Friedrich Str. zurück, um aus dem Keller Dieters Schreibmaschine und einen Topf gekochter Kartoffeln zu retten. Mir folgte ein russischer Soldat, um mit mir zu vögeln. Aber die Hitze im Keller war von der Glut der verbrannten Balken so unerträglich, dass selbst der Russe abgeschreckt wurde. Aber ich nahm einen tiefen Atemzug, riss die Schreibmaschine und den Kartoffeltopf aus der Höllenglut und rannte die Kellertreppe nach oben. Auf der Straße standen zwei weitere Russen mit einem Fahrzeug, nahmen mir die Schreibmaschine und die Kartoffeln weg mit der Bemerkung: „Muss hier bleiben – Du gehen“. Ich ging, rannte schleunigst zu meinem Kind und legte mich neben ihn auf das Sofa in dem kaputten Haus. Jan schlief. Nach kurzer Zeit kreuzten russische Soldaten in diesem Haus auf, kamen in unser Zimmer. Aber sie hatten uns offenbar nicht gesehen – es war ja inzwischen dunkel geworden und ich hatte uns mit irgendwelchem Zeug, was ich fand, vielleicht war es eine Gardine (ich weiß es nicht mehr),

zugedeckt. Die Russen gingen polternd und gröhlend weiter. Sie waren betrunken. Jedenfalls: Wir waren mal wieder davon gekommen!

Früh am nächsten Morgen gegen 5 Uhr wurden wir wach, es war schon hell. Wir standen auf, um mit dem wenigen, was wir als Sturmgepäck gerettet hatten, uns auf den langen Weg nach Heiligensee zu Freunden zu machen. Denn so war es mit Frau Schottländer, der Mutter eines meiner Schüler (Wölfchen genannt), verabredet: Wer obdachlos geworden sein würde, sollte beim Anderen Obdach finden. Heiligensee liegt weit außer halb Berlins, und es war verschont geblieben. Das konnte ich zwar nicht wissen, aber mein ungebrochener, naiver Optimismus leitete mich. Ich ging also los, in der linken Hand einen Koffer, Rucksack auf dem Rücken, in der rechten Hand eine Aktentasche mit meinen Manuskripten und zugleich Jans Händchen. Woher wusste ich eigentlich den Weg? Ich wusste nur, dass Halensee im Westen und Heiligensee im Norden Berlins liegt. Wir gingen durch ein Spalier von brennenden Häusern immer möglichst in der Mitte auf dem Fahrdamm der breiten Berliner Straßen. Kurfürstendamm bis zur Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche (die völlig zerstört war) weiter die Tauentzieln Str., Wittenbergplatz, Nollendorfplatz. Das war wahrscheinlich ein Umweg. Scharen obdachloser Berliner kamen uns entgegen, so wie wir in der Hoffnung, bei überlebenden Freunden oder Verwandten eine Bleibe zu finden.

Ich konnte meinen Koffer nicht mehr tragen und beschloss, ihn einfach stehen zu lassen. Das sah ein russischer Soldat, holte aus irgendeinem Hinterhof eine einrädige Schubkarre, packte all mein Gepäck drauf, band es fest und schob die Karre mindestens eine Stunde lang. „Krieg schlimm“, sagte er. „Krieg aus“, sagte ich, und er freute sich, als ich ihm zum Dank für seine Hilfe eine zerknautschte Zigarette schenkte, die ich irgendwo auf der Straße gefunden und in meine Manteltasche gesteckt hatte. Zum Abschied bekam ich von ihm einen Kuss, und den kleinen Jan hob er auf und liebte ihn. Wie tat das gut! Ich werde es nie vergessen.

Nun schob ich meine Karre selber. Nach vielen Stunden gelangten wir in ländliche Gefilde- in ein Wäldchen. Ich erfuhr von einem der vielen Menschen, die uns auch hier auf der Suche nach lebenden Angehörigen entgegen kamen, dass wir, um nach Heiligensee zu gelangen, die Havel überqueren müssten. Da seien aber ein paar Jungen, die uns mit einem Floß übersetzen würden, und so war es auch. Ich gab dem Jungen eine Scheibe Brot von unserer „Wegzehrung“, und er brachte uns über den Fluss. Todmüde landeten wir nach 14-stündiger Wanderung tatsächlich in Heiligensee. Frau Schottländer nahm uns freundlich auf – hatte uns wohl schon erwartet. Aber auch hier gab es keinen Strom und kein Gas und Wasser erst nach einigen Tagen. Schottländers hatten – ebenso wie wir – Wasser vorsorglich in Wannen und Kannen gesammelt, so dass wir wenigstens trinken konnten. Sie hatten außerdem eine sogenannte Grude zum Kochen, die mit

Grudekoks beheizt wurde. Ich glaube, sie hat uns noch was gekocht an diesem Abend. Wir legten uns nun totmüde in frisch bezogene Betten und haben erst am nächsten Morgen von unseren Erlebnissen der letzten Tage bis zur Kapitulation berichtet.

Wir blieben den ganzen Sommer 1945 bei Schottländern; sogar Lebensmittelkarten bekamen wir zugeteilt. Allerdings gab es lange Zeit außer Brot überhaupt keine Lebensmittel zu kaufen. Schwerarbeiter bekamen 600 g Brot pro Tag, Arbeiter 500 g, Angestellte 400 g, Hausfrauen 300, Kinder zwischen 3 und 14 Jahren 300 g, Säuglinge $\frac{3}{4}$ Liter Milch, Kinder zwischen 3 und 6 Jahren (Jan war 4 Jahre alt) Milch nur solange der Vorrat reichte. Er hatte aber nicht ein einziges Mal gereicht. Wir litten alle. Die Hungersnot war schlimm! Außer Brot gab es ja nichts. Ganz gelegentlich hatte ein Schlachter plötzlich Pferdefleisch. Ich erinnere, dass ein Bote mitten in der Nacht auf seinem Fahrrad durch die Straßen fuhr und so laut er konnte verkündete, dass beim Schlachter Pferdefleisch zu haben sei. Wer es hörte, sprang aus dem Bett und rannte im Nachthemd los, um etwas von einer solchen Kostbarkeit zu bekommen. Der Vorrat reichte natürlich längst nicht für alle. Eine riesige Menschenschlange stand vor dem Laden. Nur wer nahe wohnte, ergatterte was, wir nicht.

Mein kleiner Jan wurde immer magerer. Er hatte außerdem einen Leistenbruch, der ihm sehr zu schaffen machte, weil immer häufiger durch die Bruchpforte ein Stück des Darms unter die Bauchdecke geriet, den ich zwar immer wieder zurückschieben konnte. Aber eine möglichst baldige Operation des Leistenbruchs war dringend nötig. Ich hatte bereits wenige Wochen vor dem Kriegsende mit einem sehr tüchtigen Chirurgen aus dem Franziskus-Krankenhaus in Schöneberg gesprochen, wo Jan auch zur Welt gekommen war, und hatte mit ihm verabredet, dass die Operation besser nicht noch vor den Kampfhandlungen in Berlin gemacht werden sollte (denn der Einmarsch der Russen stand ja unmittelbar bevor), sondern so bald wie möglich nachher. Diese Möglichkeit ergab sich aber erst, nachdem die S-Bahn wieder ihren Betrieb aufgenommen hatte, und das war erst nach vielen Wochen der Fall. Ich brachte mein Janchen ins Krankenhaus und die Operation ist tadellos gelungen. Jan blieb 10 Tage lang im Krankenhaus, und das war wieder einmal ein großer Glücksfall, denn dort bekam er regelmäßig gut zu essen.

Ich benutzte die Gelegenheit, in diesen 10 Tagen, nach Dieter Kukuck Ausschau zu halten, denn ich hatte kein Lebenszeichen von ihm und er nicht von uns. Ich fuhr nach Wismar zu meiner Schwester, um von dort aus über die grüne Grenze in die Westzone zu gelangen. Ich traf unterwegs zwei deutsche Soldaten, die ebenfalls rüber wollten. Wir übernachteten (noch im Osten) in der Scheune eines Bauern, bei dem wir auch was zu essen kriegten. Sogar gekochte Eier gab er uns mit. An der Grenze wurden wir natürlich von einem bewaffneten russischen

Soldaten aufgehalten. Ich hatte vorsichtshalber einen Brief an Dieter vorbereitet, der an die Adresse meiner Freundin Margarethe Reckeweg in Hamburg-Volksdorf gerichtet war, weil ich ihn in Hamburg vermutete, aber seine Adresse dort nicht wusste. Diesen Brief gab ich den Soldaten mit. Ich selber hatte die Flucht in den Westen nicht riskiert, weil ich ja nach 10 Tagen wieder zurück sein musste, um Jan aus dem Krankenhaus zu holen. Ich verhandelte per Zeichen und Gebärdensprache mit dem Russen, so dass der abgelenkt war und die beiden deutschen Soldaten laufen ließ. Der Brief an Dieter ist tatsächlich in Volksdorf bei meiner Freundin gelandet und sie hat Dieters Adresse bzw. die seiner Eltern aus dem Hamburger Telefonbuch entnommen. Das Haus seiner Eltern war verschont geblieben und Dieter hatte sich nach dem Krieg bei seinen Eltern lebend zurückgemeldet, konnte oder wollte dort nicht wohnen, sondern fand bei einer ehemaligen Lichtwarkschülerin in der Petkumstr. Unterkunft, in dem einzigen Haus, das in dem total zerstörten Stadtteil Uhlenhorst stehen geblieben war.

Ich fuhr also wieder von Wismar aus nach Berlin zurück und holte meinen kleinen Jan, der sich sichtlich erholt hatte, aus dem Krankenhaus ab und danach lebten wir wieder bei Schottländers in Heiligensee.

Nun musste ich mich um eine berufliche Tätigkeit bemühen. Ich bekam einen Lehrauftrag an einer neugegründeten Volkshochschule, wo ich für interessierte Hörer aus Heiligensee in der Aula eines Gymnasiums Einführungen in die musikalische Formenlehre machte mit Beispielen, die ich am Klavier vorspielte. „Kulturra“ genoss bei den Russen großes Ansehen! die Arbeit machte mir Freude *und*! Ich bekam als „Arbeiter des Kopfes“ die Lebensmittelkarte mit 500 g Brot pro Tag. Übrigens: Heiligensee gehörte zur russisch besetzten Zone und folglich waren nun alle ehemaligen Kulturschaffenden Nazis immer schon Kommunisten gewesen!!!

Ich wurde einmal am Anfang meiner Lehrtätigkeit an der Volkshochschule von zwei jungen, neu erstandenen Kommunisten überprüft. Sie saßen auf einer der Emporen der Aula, und da ich sie nicht bemerkt hatte, machte mich einer meiner Hörer – ein Pastor aus Heiligensee – flüsternd darauf aufmerksam. Da ich gerade eine Beethoven-Sonate durchnahm, kam ich so ganz beiläufig auf die 9. Symphonie und Schillers Gedicht: „Freude schöner Götterfunken“ zu sprechen und habe natürlich die Zeile: „Alle Menschen werden Brüder“ erwähnt. Die beiden Männer waren offenbar sehr zufrieden mit mir und hauchten bald wieder ab. Von da an blieb ich unbehelligt. Sehr bald wurde ein Halbtagskindergarten eingerichtet in Heiligensee. Ich brachte Jan dort unter, denn es gab für die Kinder täglich eine warme Mahlzeit.

Eines Tages brach in Berlin der Typhus aus. Es wurde sofort für die gesamte Berliner Bevölkerung eine Impfkampagne gestartet, auch in den Vororten Berlins. Wer sich nicht impfen lassen wollte, bekam keine Lebensmittelkarten. Also ließen wir uns impfen.

Für ein paar Wochen wurden die Russen von einer französischen Besatzung abgelöst und danach kamen vorübergehend im September oder Oktober 1945 Engländer nach Heiligensee. Ich erfuhr zufällig, dass die englische Militärbehörde die Berliner Kinder aus den Westsektoren in den Westen nach Oldenburg auf's Land evakuieren wollten, weil sie in Berlin verhungern würden. Diese Unternehmung nannte sich „Aktion Storch“. Da wir ja noch in Halensee beim Einwohnermeldeamt gemeldet waren, habe ich mich sofort bemüht, einen Platz für Jan zu bekommen. Und das gelang!! Vor mir in der Schlange der Mütter, die sich bei der Anmeldestelle für die Aktion Storch gebildet hatte, stand eine Mutter mit 4 Kindern. Da aber nur für 5 Kinder eine Mutter mitgeschickt wurde, so war diese Frau bereit, meinen Jan als 5. Kind mitzunehmen. Wieder einmal leuchtete unser Glückstern! Wir, die Mutter mit den 4 Kindern und ich, hatten uns ausführlich ausgetauscht miteinander, und ich hatte ein gutes Gefühl und konnte ihr ohne Sorge meinen Jan anvertrauen. Sie war von Beruf Krankenschwester. Die Reise konnte nicht gleich losgehen. Wir mussten noch ein paar Tage warten, und ich hatte Zeit, ein wenig Klamotten für Jan auszuwählen und in einen kleinen Rucksack zu packen, denn er durfte so kurz nach der Operation nicht viel tragen. Dann war endlich der Tag herangekommen, an dem die Kinder in Autobussen mit Flak bestückt unter britischer Bewachung ins westliche Paradies fahren durften. Wir waren alle zuversichtlich und froh. Tränen für Abschiede gab es damals nicht!

Ich hatte allerdings kurz danach plötzlich starke Halsschmerzen, ging zum Arzt, der einen Mandelabszess feststellte. Das war bereits mein zweiter Mandelabszess; meinen ersten hatte ich 15-jährig, als meine Eltern im Begriff waren, eine Sommerreise anzutreten. Damals hatte ich wochenlang damit zu tun – konnte nichts mehr herunterschlucken. Unser Hausarzt steckte mich ins Bett und kam jeden Tag, um nach mir zu sehen. An dem Tag, an dem er die Mandel aufschneiden wollte, war sie von selber aufgeplatzt. Diesmal in Berlin war sie Sache nicht so glimpflich abgelaufen. Der Arzt, der zunächst mit Schneiden warten wollte, bis der Abszess „reif“ sein, entschloss sich dann aber, als ich kaum noch sprechen konnte, doch zu schneiden, und es stellte sich heraus, dass der Abszess nicht *auf*, sondern *in* der Mandel gesessen hatte, und dass es höchste Zeit gewesen war, einzugreifen. Merkwürdig fand ich den Zusammenhang zwischen Abschiednehmen – damals von den Eltern – und diesmal von meinem Kind und diesen beiden lebensbedrohenden Mandelabszessen.

Ich muss noch von der Mandeloperation berichten: Der Arzt – einer der wenigen, die es in Berlin so kurz nach dem Krieg überhaupt gab - hatte seine Praxis in Berlin-Schöneberg im ersten Stock eines Mietshauses. Die Patientenschlange reichte vom Sprechzimmer über den Korridor zum überfüllten Wartezimmer und von dort über die Treppe bis zur Straße. Die Tür zum Ordinationszimmer stand offen, so dass etwa 3-4 Patienten, die als nächste daran waren, hineinquollen. Als er mich dort stehen sah, totenblass, total erschöpft vor Schmerzen, nahm er mich vor den anderen dran, wies die anderen Patienten nach draußen und schloss die Tür. Ich gab ihm einen Zettel, auf den ich geschrieben hatte, dass ich nicht mehr sprechen könne, und er sagte zu seiner Frau, die ihm assistierte: „Messer raus“! Er vereiste die Mandel – es ging alles sehr schnell, das Messer, eine Art Kneifzange, war so scharf, dass ich keinerlei Schmerzen empfand. Ich war sofort erlöst, und der Arzt ordnete an, ich müsse alles essen, was ich in der letzten Woche notgedrungen gehortet hätte, damit ich wieder zu Kräften käme. Ich blieb über Nacht bei meiner Tante, Schwester meiner Mutter, Leiterin des Pestalozzi-Fröbelhauses in Schöneberg. Ich war noch bis zum November in Berlin-Heiligensee. Eines Tages brachte mir ein Freund meines Mannes aus Hamburg die Nachricht, dass Dieter meinen Brief bekommen habe, den ich den Soldaten mitgegeben hatte. Er riet mir, ich solle versuchen auf legalem Wege nach Hamburg zu kommen, denn in Hamburg herrschten, fand er, verglichen mit Berlin, einigermaßen geordnete Verhältnisse. Hungern und frieren müssten wir hier zwar auch, aber das wenige, was auf Karten zugeteilt würde, sei auch zu haben. Im November 1945 ergab sich tatsächlich eine Möglichkeit, mit der Bahn – genauer gesagt mit einem Güterzug - von Berlin in den Westen zu kommen. Diese Reise dauerte etwa eine Woche lang mit lauter Unterbrechungen, wo man in Zelten und Scheunen übernachtete und tagsüber von Sanitätern auf Läuse und Krätze untersucht und wo eine etwaige „Nazivergangenheit“ „überprüft“ wurde!!! Es war inzwischen Winter geworden. Dennoch mussten wir uns vor den englischen Sanitätern nackt ausziehen. Der Stabsarzt (es war wohl ein Stabsarzt) fragte mich auf deutsch, wie alt ich sei, und da ich mich nicht gleich darauf besinne konnte, sondern erst rechnen musste: 45 minus 14, diktierte er einem schriftführenden Soldaten folgenden Befund: „Konzentrationschwäche auf Grund von schwerer Unterernährung“.

Während der Fahrt in dem Güterzug wurden ab und an Pinkelpausen eingeschaltet. Der Zug hielt, die englischen Soldaten, die zu unserer Bewachung mitgefahren waren, stiegen zuerst aus und stellten sich in Reihe vor den Zug auf, dann wurden wir Westreisenden Frauen und Kinder heraus befohlen und mussten uns vor den Augen der Soldaten hinhocken.

Ich muss noch eine Episode aus der Luftschutzkellerzeit einige Jahre vor dem Kriegsende berichten: In der Joachim Friedrichstr. arbeitete ein russischer Fremdarbeiter, der in Kriegsgefangenschaft geraten war und einen Job in der Bügelwerkstatt des Ehepaars Pohl im

untersten Stockwerk bekommen hatte. Dieser Mann, er stammte aus der Ukraine, war ein frommer Christ. Er las immer, wenn wir uns während eines Luftangriffs im Luftschutzkeller trafen, in einer russischen Bibel. Für mich bedeutete sein christlicher Glaube, den ich ihm zwar glaubte, aber selber damals nicht teilte, behütet werden – ausersehen von Gott und aus allem Unheil unversehrt zu sein, wir und unsere Jüdin. Dieser Russe trug nach der Entwarnung jedesmal mein Kind mit allem Zeug – Decke, Kissen - ins 4. Stockwerk, wo wir wohnten, und legte ihn behutsam in sein Bettchen. Ich werde es nie vergessen, es tat so gut. Vielleicht hatte er ja auch ein Kindchen zu Haus, an das er dachte und das er nun in stellvertretender Zärtlichkeit für mein Kind zum Ausdruck brachte.

Während der Fahrt nach Hamburg bei einer der Aufenthalte in einem Gasthaus, wo man uns Stroh zum Nächtigen auf den Fußboden eines größeren Saals gestreut hatte, erfuhr ich (es sprach sich wie ein Lauffeuer herum), dass unser Güterzug zwar über Hamburg fahren, aber nicht in Hamburg halten würde, sondern dass man vorhabe, uns vorläufig in der Umgebung Hamburgs unterzubringen, und dass nur diejenigen, die einen festen, sogen. ersten Wohnsitz dort hätten, später zuziehen könnten. einige der „echten“ Hamburger – darunter ich – sprangen am Dammtorbahnhof, spät in der Nacht, wo der Zug im Schrittempo weiter fuhr, auf den Bahnsteig und waren nun am Ziel, d.h. erst einmal mussten wir im Wartesaal das Ende der Ausgangssperre abwarten, die über Hamburg bis morgens um 5 Uhr verhängt war. Die Straßenbahn, die ich dann benutzte, um zu Dieter nach Uhlenhorst in die Petkumstr. zu fahren, war voll besetzt. Aber der Schaffner rief in das Wageninnere hinein: „Is hier noch Schemand?“ Wie das mein Herz ergriff! Hier war ich zu Hause! Hier sprach man eine vertraute Variante des Plattdeutschen, das Missingsch. Von der Wohnungsinhaberin in der Petkumstr. erfuhr ich, dass Dieter nach Segeberg gefahren war, um mich dort loszueisen, denn er hatte erfahren, woher, weiß ich nicht, dass alle Berliner Flüchtlinge von Segeberg aus auf die umliegenden Dörfer verteilt werden würden. Ich fuhr daraufhin mit der Walddörfer-Bahn zu meiner Freundin Marga Reckeweg, die einen Kanonenofen in ihrem Wohnzimmer aufgestellt hatte mit Rauchabzug durch die ausgesägte Scheibe eines der Fenster. Wir feierten Wiedersehen mit Muckefuck und wir lachten uns krumm und schief über all die verrückten Abenteuer meiner langen Berlin - Hamburg Fahrt. Plötzlich stand Dieter vor der Tür. Er war von seiner Wohnungsinhaberin in der Petkumstr. (aus Segeberg zurückgekehrt) informiert worden, dass ich in Hamburg angekommen sei und erst einmal nach Volksdorf zu Marga Reckeweg fahren würde und ihn dort erwarten werde.

Plötzlich stand er vor der Tür in Volksdorf und nun lagen wir uns lachend und weinend in den Armen! In der Nacht, die darauf folgte, entstand – erwuchs in mir – Familienzuwachs. Dass es gleich zwei kleine Mädchen werden würden, hatten wir damals nicht für möglich gehalten –

zumal ich seit April 45 keine Periode mehr hatte. Das war gewiss die Sparmaßnahme meines klugen Leibes in der Zeit der Hungersnot. Sehr vielen Frauen ging es übrigens ebenso. Aber seit dieser Nacht hatte unser Leben nicht nur Gegenwart, sondern auch Zukunft. Die neun Monate bis zum Beginn dieser Zukunft sind mir endlos lang vorgekommen, und sie waren überschattet von existentieller Not und schrecklichem Hunger. Aber Wilhelm Strauß aus Kalifornien, jüdischer Freud, der dorthin ausgewandert war (ehemaliger Lichtwarckschüler) halt mit Care-Paketen. Dieter hatte zwei rechte Hände und scheute vor keiner praktischen Arbeit zurück. Überall in unserer Umgebung – bei Freunden – und Bekannten – gab es immer vieles zu reparieren. Als Bezahlung verlangte er Nahrungsmittel – und bekam sie!! Wir fanden einige Wochen vor der Geburt der Zwillinge eine Bleibe – ein Zimmer am Wiesendamm, bei der Witwe eines ehemaligen Lichtwarckschülers. Dort kamen die beiden Mädchen zur Welt.

Der Termin stimmte auf den Tag genau. Die Hebamme kam im Eilmarsch zu mir, in der Meinung, dass sie gleich ihres Amtes zu walten habe. Aber dem war nicht so. Sie mußte zunächst beim Gurken einmachen helfen. (Das waren Gurken aus dem Langenharm; davon später). Aber kaum waren wir damit fertig, da legte ich mich schnell auf mein Bett und Margret kam kräehend zur Welt. Sie wog 6 Pfund. Sie war ein so kräftiges und lebhaftes Geschöpf, dass die Hebamme zunächst nicht auf den Gedanken an ein zweites Baby kam. Das gibt es doch gar nicht, dass eine völlig verhungerte Mutter nach diesem Krieg gleich zwei Prachtexemplare in die Welt setzen würde. Zehn Minuten später kam Irene, genannt Ischi, zugleich mit dem Fruchtwasser herausgeschwommen. Eine Erfahrung aus der Schwangerschaft muss ich hier nachtragen: Es gab in den 9 Monaten keine Sekunde, in der ich nicht an diese „Zukunft“, die Geburt neuen Lebens, gedacht hätte. Auch wenn die Beschaffung der Nahrung täglich all unser Denken ausfüllte, so dachte ich doch – auf einem zweiten Denkpfad gleichsam - immer an das neue Leben, das in mir wuchs.

Der erste Lebenstag der kleinen Zwillinge stand im Zeichen des „Langenharmer Milchtages“. Dieter durfte nämlich einmal in der Woche einen Liter Milch von den Pächtern seines Vaters auf dem Langenharm abholen. Er musste dazu mit der U-Bahn bis Ochsenzoll und von dort 30 Minuten mit dem Fahrrad fahren. Von Haus zu Haus und zurück dauert die ganze Tour 3 Stunden. Dieter fuhr gleich nach seinem Dienst auf der Landesbildstelle los – noch bevor er die kleinen Töchter gesehen und bewundert hatte. Denn die Besorgung des einen Liter Milchs hatte den Vorrang vor der ersten Begrüßung seiner beiden kleinen Töchter. Das sah ich ein! Das sahen alle Beteiligten ein! die Großmama Kukuck, die Hebamme und Trudi Bomholt, bei der wir in Untermiete wohnten und die an unserem Freudentag ein Stückchen Fisch für uns alle ergatterte. Es gab dann am Abend Fisch mit Bechamelkartoffeln. Und so wurde aus Morgen und Abend der erste Tag.

Das Glück, aber natürlich auch die Sorgen rissen nicht ab in den folgenden Wochen und Monaten. Dass außer uns Eltern alle Beteiligten hinter unserm Rücken die Hände überm Kopf zusammen schlugen ob der Tatsache von Zwillingen, will ich der Vollständigkeit dieses Berichtes wegen zwar erwähnen, aber ich selbst konnte darüber nur lachen. Es sprach sich herum wie ein Lauffeuer. Unsere Freundin, Ruth Müller, in deren „Musikrunde“ Dieter und ich später mitwirkten, hatte ein weißes Jäckchen nebst Mützchen und ein paar weiße Handschuhchen und Schuhchen für die winzigen Füßchen gestrickt und rief ihre Freundin, Gunda Bottler zu Hilfe, um aus der weißen Garnitur unter Verwendung von roter Wolle aus einem aufgeribbelten Pull zwei neue Garnituren zu stricken. Sie strickten die ganze Nacht durch, hatten am 29. August 1946 alles fertig, rückten damit an und sangen eine selbst gedichtete und selbst vertonte, rührende Kantate auf die Geburt meiner Zwillinge. Das ganze war dermaßen ergreifend, dass ich an meinen Tränen schlucken musste und kein Wort sagen konnte.

Wenige Tage danach kam ein CARE-Paket von Wilhelm Straus aus Kalifornien und Windeln aus England, die meine Mutter über das Rote Kreuz geschickt hatte. Unsere „Tweschens“ wurden beide an meiner Brust satt, und so konnten wir Eltern die viele Milch, die Vater Staat den Babys zuteilte, für uns verbrauchen. Es gab von nun an täglich in Milch gestobte und dadurch sehr verfeinerte Steckerrüben oder Mangold, das Dieter auf dem „Langenharm“ gesät und geerntet hatte, auch Brennesselspitzen wurden mit Milch verschönert. Auch gab es in Hamburg manchmal Pferdefleisch (auf Karten doppelt) und die größte Attraktion: Kuheuter ebenfalls doppelt, der nach zweistündigem Kochen in Salzwasser schön weich und fest zugleich war. Allerdings wurde damals leider der elektrische Strom kontingentiert, so dass aus der zweistündigen Bereitung des doppelten Euters nichts hätte werden können, wenn Dieter nicht auf einen genialen Ausweg gekommen wäre: Er zapfte die Leitung *vor'm* Zähler an. Dadurch konnten wir nicht nur täglich die Windeln waschen, sondern wir heizten auch damit und überstanden auch dadurch den endlosen, eiskalten Winter 1946/47 ohne zu erfrieren.

Für die Stillerei hatte ich einen komplizierten Verteilungsplan aufgestellt; kompliziert insofern, als die Gerechtigkeit oberstes Gebot war, aber meine Brüste nicht gleich viel Milch hergaben und weil nach alter Ammenweisheit zu Beginn einer Mahlzeit die Milch mehr Fett und zum Schluss mehr Wasser enthält. So mussten die beiden Kinder täglich abwechselnd den Anfang machen bzw. den Rest bekommen. Jede Mahlzeit für jedes Kind dauerte inklusive Trockenlegen und Schmusen eine volle Stunde. Bei 5 Mahlzeiten pro Kind ergab das einen 10-Studentag. Für viel anderes blieb kaum Zeit. Aber ich war sehr glücklich dabei und mächtig stolz auf meine fabelhafte Milchfabrik, die für uns Eltern eine gute Portion abwarf, insofern wir ja die

Säuglings-Lebensmittelkarten für uns verbrauchen konnten. Wir horteten einen Teil davon in Form von Trockenmilch. Ich erinnere eine Trockenmilch-Orgie mit Freunden, denen wir als besonderen Knüller eine Schüssel mit etwas in Wasser angerührter „Pelargon-Schnope“ vorsetzten. Pelargon ist ein Trockenmilch-Präparat für Neugeborene mit Zucker angereichert. Im Dezember 1946 bekamen die beiden Kinder ihren ersten Wurzelbrei. Margrets erschrockenes, ja entsetztes Gesicht wegen des ersten Löffels mit Gemüse werde ich nie vergessen. Sie versuchte zuerst an dem Löffel zu saugen und dann schob sie das Gemüse mit der Zunge wieder aus dem Mund heraus. Als ich den Versuch wiederholte, zog sie eine Schippe und weinte. Ischi stimmte sogleich mit ein, obwohl sie ja noch ihre erste bittere Erfahrung mit dem Löffel vor sich hatte. Aber nach wenigen Tagen schon waren sie alle beide derartig gierig auf den Mittagsbrei, dass ich kaum schnell genug dagegen anfüttern konnte. Es erklang jedesmal ein 2-stimmiger Kanon in Engführung. Während Margret schluckte, krächte Ischi, und wenn Ischi dran war, krächte Margret.

Wenn ich in dieser Ausführlichkeit weiter berichte, werde ich wohl in diesem Jahrtausend nicht mehr fertig. Aber so ist das mit den Lebensgeschichten: Die ersten Tage meiner Kinder habe ich als gewaltige Ausgedehntheit erlebt – als ein breites Adagio – (vor dem Allegro), das erst viel später einsetzte. Übrigens bin ich längst im Zweifel, ob „Zeit“ wirklich gleichförmig, oder nicht vielmehr in beständiger Geschwindigkeitszunahme abläuft. Inzwischen hatten die Kinder, die gemeinsam in einem Körbchen lagen, nicht mehr genügend Platz. Wir hatten zu Anfang nur eins. Das zweite hatte eine alte Lehrerin aus der ehemaligen Lichtwarckschule gestiftet und irgend jemand schenkte uns dazu ein Federkissen zum Zudecken. Als Bettlaken nahmen wir die englischen Windeln, und Kopfkissen waren sowieso aus der Mode gekommen. Aber kaum lagen unsere kleinen Töchter getrennt – jeder für sich in einem Körbchen, da waren sie bereits herausgewachsen. Nun galt es ein Bettchen aufzutreiben. Trudi Bohmholt holte ihres aus dem Keller. Sie hatte einen kleinen Sohn in Jans Alter – ihr Mann war in Stalingrad vermisst, und sie musste ihn für tot erklären, um ihre Kriegerwitwenrente beziehen zu können. Im Stillen hat sie aber damals die Hoffnung auf seine Rückkehr nicht begraben können. Und so war das Kinderbettchen, das sie sich vom Herzen riss, obwohl sie immerfort von ihrem zweiten Kind träumte, dessen Vater ja jeden Tag in der Tür stehen konnte - so war also dieses Kinderbett ein echtes Opferstück.

Nun lagen beide Kinder wieder zusammen in *einem* Bett, aber diesmal in entgegengesetzter Richtung. Die Füßchen trafen sich in der Mitte. Sehr bald konnten sie aber drauf stehen, und nun brauchten sie eine Stall, um darin herumzuspazieren. Vom Liegen am Tage war keine Rede mehr. Sehr früh lernten sie sprechen. Das war aber eher eine Vorform von sprechen, eine Art „Lalula“ – ein Zungenschlag, woraus Margret später die Fähigkeit des Sprechens in doppelter

Geschwindigkeit entwickelt hat. Beide lernten Laufen am gleichen Tag, indem sie sich anfangs an einer Wäscheklammer festhielten. Das war ein symbolischer Halt, aber er funktionierte. Bald brauchten wir eine Zwillingskarre. Dieter ergatterte eine auf dem Tauschweg, d.h. er tauschte sie gegen einen anderen Gegenstand ein. Ich weiß nicht mehr, was es war. Warentausch war damals die einzige und übliche Handelsform, denn für Geld konnte man nichts kaufen außer den streng rationierten Lebensmitteln, die es auf Karten gab.

In der Karre saßen die Zwillinge einander gegenüber. Leider musste ich sie darin festgurten, denn sonst stieg Margret einfach aus und lief auf die Straße. Kaum wetzte ich hinter ihr her, um sie wieder einzufangen, dann stieg Ischi aus und lief in die entgegengesetzte Richtung. Bei allem Sinn für Freiheit, sie ließ sich hier einfach nicht verwirklichen. Übrigens: die ersten Stiefelchen auf Bezugschein, die kleinsten, die es gab, Größe 17 waren noch zu groß, und wir hatten nichts, womit wir sie hätten ausstopfen könne. Papier gab es nicht, bzw. nur gegen Rückgabe einer entsprechenden Menge Altpapiers - Bücher oder alte Zeitungen. Aber eine Zeitung konnte man eben auch nur gegen eine alte Zeitung bekommen. Beim Einkauf von Nahrungsmitteln, (Mehl, Zucker, Haferflocken, Gries) mussten wir Beutel oder Schüsseln mitbringen. Aber alle diese Widrigkeiten konnten meine Freude über die Kinderlein und ihr gutes Gedeihen nicht schmälern.

Irgendwann, in ihrem zweiten Lebensjahr musste Ischis Leistenbruch schleunigst operiert werden. Die Bruchpforte war zwar ziemlich groß und deshalb die Gefahr der Einklemmung eines Darmstücks nur gering, aber trotzdem passierte dies eines Tages. Ich telefonierte vergeblich alle Krankenhäuser durch. Nirgends gab es ein Bettchen für das Kindchen. Ischi war schließlich vor Erschöpfung vom Weinen vor Schmerzen eingeschlafen. Das war ihre Rettung. Nun hatte sich ihr kleiner Bauch entspannt, so dass ich die eingeklemmte Darmschlinge vorsichtig zurückschieben konnte. Der Notarzt, der spät in der Nacht doch noch bei uns aufkreuzte, fand ein friedlich schlafendes Kind vor. Aber er riet dennoch zu einer möglichst baldigen Operation und half uns, einen Platz im Kinderkrankenhaus Hochallee zu finden.

Nun war Margretchen bzw. Maggelchen, wie ich sie nannte, woraus dann später Mag wurde – was aber Christoph Bendorff, Ischis Sohn (von dem später noch die Rede sein wird) in Max umwandelte, so dass Ischi nun Moritz hieß.... Nun war also Maggelchen zehn Tage allein. Sie suchte überall wie ein Kätzchen nach ihrer „Ißi“. Wie mir das nahe ging! Aber als ich Ischi mit Mag zusammen aus dem Krankenhaus wieder abholte und sie einander gegenüber in der Doppelkarre saßen, konnte Mag sich vor überschwänglicher Freude gar nicht lassen. Sie krächte und kniff ihre Ißi in beide Backen!

Eines Tages kreuzte Gottfried Wolters bei uns auf. Er hatte durch Fritz Jöde von mir gehört, hatte mit Karl-Heinrich Möseler einen Verlag gegründet (Sitz Wolfenbüttel) und war dort Lektor des Verlags. Ich führte ihn in unser einziges Zimmer, wo die Zwillinge gerade in ihrem Laufgitter auf dem Töpfchen saßen. Gottfried war entzückt und Margret führte ihm sogleich ihr Lalula vor und natürlich stimmte Ischi sogleich mit ein. Dann wollte er irgendeine Komposition von mir hören, und ich spielte ihm auf unserem sehr verstimmt Klavier meine Variationen über das Lied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod“ vor. Das war wirklich sehr passend, denn dazwischen krächten die Kinder, und Gottfried hat sich mühsam das Lachen verbissen, obwohl er von dieser amüsanten Scenerie tief beeindruckt war. Jedenfalls hat er später – Jahre danach – seinen Freunden davon erzählt.

Anfang der 50er Jahre zog Gottfried nach Hamburg und begründete damals die „Offenen Singstunden“ einmal im Monat in der Heinrich Hertz Schule, der ehemaligen Lichtwarck-Schule mit seinem Ansingechor, dem Norddeutschen Singkreis. Dazu gab er jeden Monat ein Liederblatt heraus, „Das singende Jahr“. Zunächst von 1951 bis 1955, jeden Monat ein Blatt mit 7 – 8 Liedern, viele Lieder mit neuen Weisen, oft mit einfachsten Vokalsätzen, auch alte Weisen in neuen Sätzen, die er in Auftrag gab, immer wieder auch an mich. 1956 gab es dann eine neue Serie vom Singenden Jahr in unregelmäßigen Abständen, wiederum 60 Blätter mit Liedern aus aller Welt, englische Shantys, polnische, russische, französische Lieder und die Sonderblätter für Weihnachten und für das alljährliche Treffen der europäischen Chöre, die er leitete, inspirierte, und die unendlich viel bei ihm lernten und profitieren. Er hat damals nach dem Krieg mit dem Singen neue kulturelle Zeichen für die damalige Jugend gesetzt. Er beauftragte viele junge Komponisten, für das Singende Jahr Lieder und Sätze zu schreiben. Auch ein umfangreiches Satzarchiv für Streichquartett hat er in Auftrag gegeben und bei Möseler herausgegeben. Von den Komponisten nenne ich: Heinz Lau, Jens Rohwer, Herbert Langhans, Paul Ruppel, Heinrich Spitta, Gerd Watkinson, Willi Träder, Cäsar Bresgen, Wilhelm Keller, Felicitas Kukuck. Ich finde beim Durchblättern ein Lied, dessen Autor „alter Seemann“ heißt. Das wird wohl Gottfried Wolters komponiert haben. Er hat viele schöne Lieder geschrieben, die auch im Singenden Jahr zu finden sind.

Im März 1948 wurde ich wieder schwanger. Nun mussten wir uns unbedingt nach einer neuen Bleibe umsehen, zumal inzwischen Jan aus dem Oldenburger Schlaraffenland zurückgekommen war. Dieter hat ihn dort abgeholt und bei der Gelegenheit seine Gastgeber, die liebevoll ihn umsorgenden Ersatzeltern kennengelernt. Die hatten unseren Jan innig in ihr Herz geschlossen und konnten sich nur ganz schwer von ihm trennen. Jan hatte auf dem Oldenburger Land plattdeutsch gelernt und es klang zu unserer Freude ganz natürlich und echt. Frau Bohmholt, die Gute, hatte die hilfreiche Idee, unsere 3 Kinder zusammen mit ihrem Sohn Rainer in dem dritten

Zimmer ihrer kleinen 3-Zimmerwohnung unterzubringen. Aber bis zur Geburt unseres vierten Kindes müssten wir was eigenes finden, fand Dieter, und er fand das Ersehnte in Blankenese, in seinem ehemaligen Elternhaus, das sein Vater 1906 gekauft hatte und das Dieter später unserem Sohn Thomas vermacht hat.

Wir tauschten unsere Zimmer am Wiesendamm gegen das untere Stockwerk unseres Blankeneser Hauses am Hang ein. Dort wohnte damals nur ein Mann mit seinen Hühnern, die er den Winter über im Zimmer hielt. (Im oberen Stockwerk wohnte die Familie Weiß mit Sohn und Tochter als Mieter meines Schwiegervaters). Der Mann aus dem unteren Stockwerk zog nun in unser Zimmer am Wiesendamm, und wir zogen am gleichen Tag – am Tag der Währungsreform, dem 30. Juni 1948, einem strahlenden Sommertag, - in das Blankeneser Haus. Den Umzug werde ich nie vergessen. Morgens holte ich unser „Kopfgeld“ in der Lebensmittelkarten-Ausgabestelle unseres ehemaligen Bezirks ab. Jeder deutsche Bürger bekam DM 40,-, die fürs erste reichen mussten. Auch die Kinder bekamen 40,- DM außer Thomas, der ja noch nicht geboren war. So hatten wir nun 200,-DM, womit wir den Umzug bezahlten. Dieter und die Kinder kamen im Möbelwagen unter und ich fuhr, nachdem ich unsere Milchration für diesen Tag im alten Bezirk abgeholt hatte, mit der S-Bahn hinterher. Ich war ganz selig, als ich vor dem Blankeneser Haus stand! Dies war unsere neue Heimat! Ein eigenes Haus mit einem großen Garten! Obstbäume darin, sogar ein Quittenbaum! Die Zwillinge waren bereits im hochgewachsenen Kartoffelkraut verschwunden und zunächst dort sehr gut aufgehoben, fand ich, denn jetzt galt es erst einmal in Erfahrung zu bringen, ob und wo es Wasser gab, um die Windeln zu waschen. Wie gut, dass die Sonne schien und dass es ein WC gab, eine zweite Wasserstelle in der Küche und einen Wasserhahn mit Bindfaden befestigt auf dem Korridor neben dem Clo.

Dieter war bereits dabei, den Hühnerdreck unseres Vorgängers vom Fußboden zu kratzen. Außer dem Kachelofen, der zwischen Wohn- und Esszimmer stand, so dass beide Zimmer damit beheizt werden konnten, gab es keinen Gegenstand in unserer neuen Wohnung – auch kein Waschbecken in der Küche geschweige denn ein Bad. Alle Türen standen offen und plötzlich waren alle Kinder vom Hang da und rasten Karussell durchs Haus, Elke, Helga Bohn, Kiki, Maren, Volker und Karin Brandt mit klein Bubi an Hand. Meine Kinder mittenmang! Im Korridor stand eine alte Treppe, die früher einmal die beiden Stockwerke unseres Hauses verbunden hatte, nutzlos herum. Wir schleppten sie in den Garten, und die Kinder benutzten sie sogleich als Kasparbühne.

Nun galt es, die Möbel aufzustellen, die der Möbelträger vom Strandweg hochgeschleppt hatte. Möbel? Was für Möbel? Genau genommen: Es waren die elterlichen Ehebett-

Sprungfederrahmen mit vier Klötzen als Füße darunter, Jans Pritsche, das Zwilling-Kinderbett, die beiden Körbchen und das Klavier – ein alter, hässlicher, hochstirniger Kasten, aber immhin ein Klavier, das Dieter gegen sein Fahrrad und einen Anzug seines Vaters eingetauscht hatte.

In der Küche stand ein alter Kohlenherd in der Ecke, wo jetzt der Kühlschrank steht, und ein großer runder Tisch, den die Großmama Kukuck seinerzeit (im Anfang dieses Jahrhunderts) schon von Vorgängern übernommen hatte, und der uns fürs erste als Esstisch diente. Dieter hatte im Laufe der bisher verstrichenen Nachkriegszeit allerhand brauchbares Küchengerät aus den zerbombten Häusertrümmern geborgen. Einen gusseisernen schwarzen Kochtopf mit Deckel, eine gusseiserne Bratpfanne, ein eisernes „Küchenwunder“, und die Hauptsache: eine elektrische Kochplatte, die er instand gesetzt hatte. Woher das allernotwendigste Geschirr und ein Besteck für jeden stammte, weiß ich nicht mehr. Es waren wohl Stiftungen von Freunden, die bereits am Umzugstag bei uns aufkreuzten und allerlei heranschleppten. Als dann aus Morgen und Abend der erste Blankeneser Tag geworden war, konnten wir alle todmüde in ein frisch bezogenes Bett steigen.

Dieter hatte sich ein paar Tage von seiner Landesbildstelle Urlaub genommen, um die vielen notwendigen Bauarbeiten überhaupt schaffen zu können. Zuerst flickte er das kaputte Dach. Er besorgte die Dachziegel und später die Mauersteine für ein Badezimmer und alles dafür notwendige Zubehör. Es war für mich damals wie ein Wunder, und mein Glaube an Dieter und seine einmalige Tüchtigkeit war durch nichts zu erschüttern.

Im November 1948, kurz vor Thomas' Geburt, war das Bad fertig. Herr Pau, ein hilfsbereiter Arbeiter aus der Landesbildstelle, hatte Dieter beim Bau geholfen und wurde zum Lohn dafür von uns verpflegt. Dieter hatte sich außerdem das Rauchen abgewöhnt, so dass Herr Pau die Zigaretten aus dem Care Paket von Wilhelm Strauß noch zusätzlich bekam.

Im Laufe des Sommers 1948 wurde nach und nach die Lebensmittel-Rationierung aufgehoben, so dass, wer arbeitete und Geld verdiente, sich satt essen konnte. Das konnten wir nun. Mir schien unsere Situation paradiesisch zu sein. Wir hatten ein eigenes Haus, die allernotwendigsten eigenen Sachen und satt zu essen. Und wir hatten unsere Kinder inmitten des Blankeneser Paradieses, in das die Nachbarskinder sie liebevoll aufgenommen hatten.

Als Thomas geboren wurde (am 20. November 1948) war Wilhelm Strauß aus Kalifornien gerade bei uns zu Besuch und lag in dieser Nacht im Esszimmer, während ich nebenan unseren Thomas zur Welt beförderte mit Beihilfe unserer Hebamme, die schon bei den Zwillingen geholfen hatte. Dieter war die ganze Zeit dabei und versorgte zwischendurch die Hebamme mit

Kaffee aus Wilhelms Paket. Am frühen Morgen des 20. November wurde Thomas geboren, und die Zwillingen kamen auf sein erstes, heiseres Lebenszeichen aus dem kleinen angebauten Kämmerchen – dem heutigen Schrankzimmer - zum Vorschein und begrüßten das Brüderchen mit eifrigen Kommentaren. Ischi legte ihn sofort als ihr Baby mit Beschlag!

Ich will aus unserem Leben all das Schöne berichten, das sich mir eingeprägt hat. Da ist z.B. die Musik zu nennen. Noch bevor die Kinder richtig sprechen konnten, sangen wir zusammen: abends vorm Schlafengehen und besonders im Winter an den Advent-Sonntagen. Dann luden wir Freunde zu uns ein zum Singen und zum Feiern mit Nüssen, Marzipan und Apfelsinen. Ein großer Eimer für die Nussschalen stand unterm Tisch. Den Sommer über strolchten die Kinder nackt und barfuß durch Blankenese, oder sie spielten am Strand und ließen ihre Schiffchen in der Elbe schwimmen. Marlies Meyer-Glitza, eine Nachbarin am Hang, war immer mit unten am Strand und beaufsichtigte neben ihren eigenen drei Kindern auch unsere Zwillinge. Ich konnte in diesen Stunden in aller Ruhe komponieren. Den Haushalt besorgten zuerst Anneliese, dann Helga viele Jahre, bis wir sie wegen Kleptomanie leider entlassen mussten. Danach für kurze Zeit Grete, die aus Bethel „entlaufen“ war und bei uns einen schweren Rückfall in ihre schizophrene Gestörtheit erlitt, weswegen ich sie nach Bethel zurückschicken musste - und schließlich Gertrud, die ein Kind bekam und den Vater ihres Kindes endlich heiratete, nachdem ich den heiratsunwilligen Mann energisch auf die Tugenden seiner Partnerin hingewiesen hatte und damit leider auf ihre Hilfsdienste verzichten musste.

Im Frühling 1949 kamen meine Eltern aus England zurück. Wir holten sie vom Hauptbahnhof ab und nahmen sie erst einmal in unser Blankeneser Haus mit auf. Nach etwa 6 Wochen fanden sie eine 2-Zimmer-Wohnung in Eppendorf, in der Haynstr., die sie für den gesamten „Wiedergutmachungsbetrag“ kaufen konnten.